Artes 166

G. C. LICHTENBERG'S
Erklärung
Hogarthischer Kupferstiche

mit verkleinerten Copien derselben

von

CARL RAHL,

Siebente und achte Lieferung.

WIEN, 1820.
Bey Carl Armbruster.

G. C. Lichtenberg's

ausführliche Erklärung

der

Hogarthischen

Kupferstiche,

mit

verkleinerten Copien derselben

Art. (8°).

von

166.

Carl Rahl.

Siebente und achte Lieferung.

Mit Zusätzen nach den Schriften der englischen Erklärer.

Wien, bey Carl Armbruster. 1820.

Gedruckt bey Anton Strauß.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Lichtenberg's Erklärung Hogarthischer Kupferstiche.

Siebente Lieferung.

Vorrede.

Die gute Aufnahme, welche die, noch von meinem sel. Vater veranstaltete Fortsetzung der Lichtenbergischen Erklärung Hogarthischer Kupferstiche, mit Zusätzen nach den englischen Erklärern, bey dem Publicum gefunden hat, durfte mich wohl ermuntern, auch diese siebente Lieferung folgen zu lassen. Der Lichtenbergische Text ist unverändert aus den Göttingischen Taschen-Kalendern von 1789, 1790, 1791 und 1794 abgedruckt. Nur einige Bemerkungen, die die Zerstückelung der Copien der Hogarthischen Kupferstiche in den Kalendern betrafen, mußten bey dem neuen Abdrucke des Textes, der nun zu den vollständigen Copien gehört, als unpassend weggelassen werden.

Von den Zusätzen darf ich nichts sagen, als daß der Verfasser derselben nur auf mein wiederhohltes und inständiges Bitten sich der Arbeit unterzogen hat, zu der er sich selbst allen Beruf absprach. Daß ich mich dennoch an ihn, und an keinen Andern wandte, mußte indessen wohl seine guten Gründe haben. Daß das Publicum, wenn gleich nicht der Verfasser, mit mir ungefähr derselben Meinung seyn würde, glaubte ich, wieder aus guten Gründen, voraussetzen zu dürfen. Göttingen, nach der Ostermesse 1801.

Heinrich Dietrich

XXXIX. und XL.

Frankreich und England.

XXXIX. und XL.

Frankreich und England.

So sind im Original die beyden Kupferstiche überschrieben, die wir in einer höchst getreuen Copie hier unsern Lesern vorlegen. Und zwar steht, von Hogarth's eigener Hand numerirt, über dem ersten, Frankreich, und über dem zweyten, England. Wo muthwillig. Satyre die Ceremonien-Meisterinn macht, da ist freilich nicht selten Unten da, wo sonst in der Welt Oben ist. Allein hier ist es denn doch nicht der spottende Nationalstolz des Britten, der dem Franzosen einen verächtlichen Vortritt läßt, sondern es ist bloß natürliche Folge der Begebenheiten. Die Franzosen wollen in England einfallen, und wie es da vorläufig auf ihrer Seeküste hergeht, stellt der erste Kupferstich vor. Die Engländer hören von der Wunder-Unternehmung, und wie es dabey in Ihrem Lande aussieht, das zeigt der zweyte. Die erste und eigentliche Bestim-

mung dieser Blätter waren die Begebenheiten von 1756, wo eine gewisse Volksclasse in England nicht so wohl fürchtete als vermuthete, die Franzosen würden einen Einfall in England versuchen. Bey dieser Gelegenheit hielt Hogarth für nützlich, diesen Landesleuten eine kleine Erläuterung über die beyden Fragen zu geben: Was sind die Franzosen? und was sind wir? Welche Classe von Landesleuten er eigentlich hier anredet, verräth sogleich der Ton, in welchem er es thut. Es ist nähmlich diejenige Classe, die man gewöhnlich die niedrigste nennt, aus welcher aber gleichwohl diejenigen genommen werden müssen, die im Kriege die wichtigsten sind. Dieses ist nicht so parador, als es klingt. Niedrig und wichtig sind Begriffe, die sich ohne nähere Bestimmung in der Welt nicht widersprechen. Es kann etwas sehr niedrig und sehr wichtig zugleich seyn, so wie etwas sehr erhaben und dabey sehr unwichtig. Zu letzterm werden sich unsere Leser die Beyspiele leicht selbst aufsuchen können. Zu ersterm geben selbst die Blätter, die wir hier erklären, eine Erläuterung ab. Sie sind im niedrigsten Styl, und sind sehr wichtig. Daß Canada erobert wurde, wissen wir Alle; aber der Himmel allein weiß genau, wie viel solche Blätter dazu beytrugen. Solche Predigten

an ein gesundes, stolzes und braves Volk übersprin=gen alle mittleren Instanzen, und gehen unmittel=bar vom Auge in die Faust über. O ich hätte H o=g a r t h's Fenster an dem Morgen beobachten mögen, da sich diese Blätter zuerst hinter demselben zeigten. Wie Menschen von allerley Stand um sie her schwärmten und hingen, gleich Bienen und Hummeln um ein Paar Blumen, die ein Frühlingsmorgen ausstellt; wie hier Einer und da Einer Segens-Par=tikelchen gegen die Freunde jenseits des Canals ausstößt, die der ganze Schwarm mit Beyfall nach=sumset. Wie hier ein Fäustchen klein und zart gegen das Fenster geballt wird, und dort eine Klaue, deren sich kein brittischer Stier zu schämen hätte. Wie vollbäckige, glühende Jungen mit gierigem Blick süßen Patriotismus für ihre Zellchen einsau=gen, im großen Bienenstock des glücklichen Landes. Jeder sieht, oder horcht, bis das Sehen an ihn kömmt, Stunden lang mit herabgefallnem Unter=kinn, oder predigt über den halb verstandenen Text dem Vorübergehenden, der noch gar nichts weiß, und in weniger als einem Monath sind alle Zellchen voll, in jedem Auge glüht's, und in jedem Busen pocht's. Man bedenke dieses, und frage sich, ob diese Art Krieg durch Kupferstiche zu führen unwichtig ist.

O, ich werde nie ein ähnliches Beyspiel vergessen, das unsre Stadt im Sommer 1793 hiervon gab. Schon in der frühesten Morgenstunde wurde der Prospect von Mainz an den Fenstern des Bilderhändlers belagert, und mit Schaudern in den Rachen der Guillotine geblickt, die das Haupt des Unvergeßlichen verschlang, der so hülflos gefallen ist, als er schuldlos fiel. Ich habe dabey demonstrirende Fäustchen gesehen, von einem Caliber, das meiner Schilderung nicht mehr bedarf, seitdem französische Rücken das Gewicht derselben von neuem vor den Augen von Europa bey Famars gefühlt haben. Doch nun zur Sache.

Frankreich.

Indem Hogarth hier die bloße Zubereitung zu einem Einfall der Franzosen in England darstellt, landet sein fürchterlicher Satyr in Frankreich selbst, und sengt, und brennt und haut um sich, ohne zu sehen, was oder wen er trifft. Es ist Feindes Land, und noch dazu des Erbfeindes, von lebendigen Mumien bewohnt, die immer dirty sagen, wenn sie thirty sagen sollen, wahre Bestien, die

nichts verstehen als Französisch, und nichts essen als Wassersuppen, Schnecken und Frösche, viel schlechter als Schottland, denn da wachsen doch noch Disteln. So ungefähr denkt John Bull von Frankreich, und William Hogarth ist immer John Bull, so wie er nur französischen Boden betritt. Was für eine Gruppe von Kriegern hier! Wenn man dem trauen darf, was uns die Zeitungsschreiber jetzt von französischen Freywilligen versichern, so möchte man bey diesem Blatt fast ausrufen: Ist Hogarth auch unter den Propheten? Überall mehr Lumpen als Rock, und mehr Rock als Substanz. Es läßt, als schiffte man sie ein, um Krankheiten nach England zu verpflanzen, oder sie zu versenken und die Hayfische zu vergiften. Kann man ein schöneres kaltes Fieber sehen, als den langen Alten in der Mitte? Man hört die Knie klappern und sieht die blauen Nägel. Und der Kleine neben ihm! Nehmt ihm den Hut, rasirt ihm die Mähne, und steckt ihm eine von den Rippen, die oben im Fenster hängen, quer durch den Mund, was für ein Cabinetsstück von Memento mori. Leser, die nicht wissen, was die Engländer Latern Jaws nennen, können sich diesen Kopf in ihr Wörterbuch zeichnen lassen. Daß der Officier, der hier

vor dem Feuer kniet, keine Galvanischen Versuche mit seinen Fröschen machen, sondern sie im Ernst speisen will, fällt in die Augen. Die wandelnde Schwindsucht hinter ihm scheint ihm seine drey Braten zu beneiden. Er tröstet sie mit der Inschrift auf der Fahne: Warte, in England ist le Bon Bier et Bon Beuf de Angleterre. Was für ein John Bull Hogarth hier ist! Er gönnt den Franzosen nicht einmahl das Französische. Gern möchte er sagen: das Lumpenpack versteht nicht einmahl Französisch. Das ist es aber doch nicht, sondern die Wahrheit ist: Hogarth schrieb seine Muttersprache selbst nicht einmahl orthographisch, und achtete es vermuthlich gar für schimpflich, Französisch zu verstehen; und ganz Frankreich nicht so viel werth, um sich seinetwegen ein Zettelchen corrigiren zu lassen. Doch will ich nicht ganz läugnen, daß etwas Vorsatz darin seyn mag, des Pöbels wegen, dem so was gefällt, und der wohl von le und bon gehört haben mag, aber nicht von la und bonne. Und dann ist mir ein Fall vorgekommen, da ein sonst vortrefflicher junger Mensch sich an einem Volk auf eine solche Art zu rächen suchte, als ich eben von Hogarth vermuthete. Ein junger Engländer wurde in Holland vom gemeinen Volk be-

trogen, und oben drein von einigen, denen er seine Noth klagte, ausgelacht. Dieses brachte ihn so gegen diese Nation auf, daß er noch lange nachher in meinem Beysenn behauptete (nicht aus Überzeugung, sondern aus Rache), die Holländer hätten eigentlich gar keine Regeln in ihrer Sprache, sondern Jeder könne sprechen, wie er wolle. Die Idee von einer solchen Speache hat wirklich etwas, das so sehr an Freyheit und Gleichheit und Menschenrecht erinnert, daß es mich nicht wundern sollte zu hören, daß Anacharsis Cloots, wenn er dieses lieset, sie dem National-Convent empfohlen habe. Der Mönch, der Alleinfette (ich habe Born's Monachologie nicht bey der Hand, die Species naturhistorisch anzugeben. Der Trivialnahme ist, wo ich nicht irre, Barfüßer oder Franciscaner), läßt sein Bekehrungsgeschirr, Galgen, Rad, Beil, Daumenschrauben, Geißel, Zange, Strick, den heiligen Antonius mit dem Schwein, und einige andere Fetische seines Ordens an Bord bringen. Ein Propaganda-Besteck, das nicht vollständiger seyn kann. Er führt den Finger leise über die Schneide des Beils, zu sehen, ob sie ad majorem Dei gloriam noch scharf genug sey. Hinten auf dem Schlitten sieht man einen Plan zu einem Kloster in Black

Friars, einem Quartier von London, das noch seinen Nahmen von dem schwarzen Geschmeiß hat, das ehemahls dort genistet hatte. In unserer Copie ist bey dem Galgen, der auf dem Schlitten liegt, das Strebeband vergessen, daher er das Ansehen von einem Winkelhaken bekommen hat *). Dieses muß nothwendig erinnert werden, damit man nicht glaubt, Hogarth habe hier an Freymaurerey gedacht. Hunger und Windbeuteley ist durch das Rippen-Präparat im Fenster, und durch die gemahlten Quaderstücke ausgedrückt. Das Wirthshaus heißt à la Sabot Royal, zum königlichen Holschen. Hier steht denn doch à la, weil das durch die Moden à la etc. bekannter ist, als au. Auch wird soup meagre Wassersuppe angekündigt. Weil das Avertissement mit stehenbleibenden Buchstaben geschrieben ist, so gilt es auch außer den Fasten und Freytagen, und weil das Elendeste nur allein genannt ist, so sagt das wohl so viel als: Hier gibt es nichts anders. Im Hintergrund wird auf dem

*) In der neueren Copie, die der Leser mit diesem neuen Abdrucke des Lichtenbergischen Textes erhält, ist der vollkommene Galgen wieder hergestellt.

hohen Kreiden-Ufer ein erbärmlicher Boden von Weibern gepflügt. Auch das Stück Rindvieh, das vorgespannt ist, soll eine Kuh seyn. Armselige Truppen werden mit dem Sponton, wie Vieh, an Bord getrieben. Wirklich stößt ein Unterofficier mit dem Spieß auf einen armen Teufel zu, weil er nicht geschwinder geht, als er kann. Vieles wahr! Hier geht aber dann Hogarth's Muthwillen in Grausamkeit über, und man kann sich kaum enthalten, ihm zuzurufen: Ist es dein Verdienst, gefühlloser Spötter, daß du, statt unter jenen Ludewigen zu leben, unter unsern Georgen lebtest?

England.

Hier sind doch wieder Häuser mit Fenstern, und Menschen mit Mienen, die an's Leben erinnern. Auf dem Schilde des Wirthshauses steht der damahlige Herzog von Cumberland, der Abgott des Volks, und voran glüht die vergoldete Traube. Neben der Thür, der Fastensuppe des festen Landes gegen über, die Bierflasche, die des Korkzwangs müde ihn sprengt, und sich in das Glas ergießt zum Genuß, und vor dem Haus unter dem freyen und glücklichen Himmel dieser Genuß selbst. Die

Hauptfigur ist ein launigter Grenadier, der das Portrait Ludwigs XV. im Wachstubenstyl an der Mauer des Hauses entwirft. Häßlich, häßlich, fast so häßlich als das moralische Bild, das die Wahrheit von eben diesen Menschen entworfen, und in das Archiv der Zeit niedergelegt hat. Die Worte, die das Fratzengesicht da hervorschmaucht, sind: You be de Pirate; You be de teef (thief); me send my grand armies, and hang You all. Ähnlich Deutsch: Ihr wek nehm meinen schönen Schiffen; Ihr seyn die Seeraub; die spitzen Bub'; ik schicken will meinen groß Armeen und huffhenk' euck ahll. Die beyden Drohungen zu unterstützen, legt er die Hand an den Degen, und zwar die Linke, und in der andern schwingt er den berühmten Winkelhaken mit dem Strebeband. Der Witz ist roh, und ist bey solchen Menschen und solchen Gelegenheiten immer so gewesen. Manches unter dem Casernengekritzel zu Pompeii, das man jetzt in Kupfer sticht, mag nicht viel erhabener gewesen seyn. Allein attisch in hohem Grade ist denn doch noch der Witz dieses englischen Grenadiers, verglichen mit dem, womit man im siebenjährigen Krieg in den katholischen Provinzen von Deutschland, und nahmentlich einigen am Rhein, nach der Schlacht bey Collin

den König von Preußen behandelte; und das mit dem lauten Beyfall, nicht etwa von ein Paar Soldaten und Bauermädchen wie hier, sondern von Menschen, die dort schon vornehm hießen, und die Woche höchstens ein Paar Mahl nüchtern wurden, Leute von Stand. So lange als die Orang-Utange noch nicht zu schreiben anfangen, wird die Welt nicht leicht etwas zu lesen und zu sehen bekommen, was jenen Producten gleich käme. — Während der militärische Künstler mit dem Pinsel beschäftigt ist, nimmt ihm ein munteres Landmädchen mit ihrer Schürze das Maß an den Schultern, und eine andere, die sich in Gedanken einem jungen Matrosen zwischen die Beine geworfen hat, probirt die Spitze einer Gabel, die sie auf den Matrosen stützt. Alle Ausleger glauben, dieses ziele auf die Spitze der Satyre, die da an der Wand im Werden begriffen ist. Das mag seyn; ich habe keine große Ursache, irgend einen andern Muthwillen zu vermuthen. Genug, es sey was es wolle; wie unschuldig ist nicht diese Probe der Spitze eines Instruments, das immer nur schuldlos verletzt, gegen die von dem Beile des Henkers, die der Alleinfette auf dem andern Blatt anstellte. Man erinnert sich des bon Bier und des bon Beuf auf dem vorigen Blatte,

gegen welches der Marsch dort vorzüglich gerichtet zu seyn schien, und diese Gesellschaft, als wenn sie den Entschluß der Hungerleider vernommen hätte, hat daher gerade diese beyden Artikel besonders stark verschanzt. Über dem Porter-Krug des Matrosen liegt eine Pistole, und über dem Rindfleisch der Degen des Soldaten. Sehr gut. Nun können sie kommen, wenn sie wollen. Auf der linken Seite biethet sich ein junger Bauer, der das volle Maß nicht hat, zum Recruten an, und arbeitet mit Zehen, Schultern und Brust, um noch ein Paar Zolle zu gewinnen, und die Werbofficiere und Beamte scheinen der Güte des Korns wegen einen kleinen Defect im Schrot übersehen zu wollen. Hier ist also ein Fall, wo es nicht verächtlich ist, größer scheinen zu wollen, als man ist, aber freylich nur deßwegen, weil man alsdann sicherlich von einer andern Seite größer ist, als man scheint. Der kleine Pfeifer übt sich, und was er vor sich liegen hat und spielt, ist: God save the King. Im Hintergrunde werden Recruten exercirt. So undeutlich auch Alles dargestellt ist, so sieht man denn doch, daß es rechtschaffen und menschenfreundlich dabey hergeht.

God save the King!

Zusätze
zur Erklärung dieser beyden Blätter.

Als ein Paar wollen diese Blätter, Frankreich und England, verstanden seyn. Jedes spricht durch das Andre so deutlich, oder noch deutlicher, als durch sich selbst. So mußte es auch seyn. Beyde sind Embleme des Kriegs zwischen Frankreich und England; und zu jedem Kriege gehört, wie zum Ehestande, auf's Wenigste ein Paar.

Welchem von beyden Blättern der Vorzug gebührt? Wer kann zweifeln?

Das Salz, das Hogarth für den Gaumen John Bull's auf das Blatt Frankreich gestreuet hat, ist nicht nur sehr grobkörnig; es ist auch in Hogarth's eignem Magazin schon dumpf geworden. Gerade so ganz erbärmliche Geschöpfe, wie die Musketenträger sind, die hier französische Soldaten vorstellen sollen, finden sich auch unter den englischen Soldaten auf dem letzten Blatte der Suite Fleiß und Faulheit. Siehe das vorige Heft unserer Sammlung. Freylich sind dort, bey'm Aufzuge des Lord-Mayors, nur Stadtsoldaten, d. i. irreguläre Truppen, hier aber, wo

Frankreich England erobern will, Landsoldaten, d. i. reguläre Truppen, gemeint. Jene haben keinen Krieg zu führen, außer mit den Bierkrügen. Die regulären Land- und Landungstruppen aber, die wir auf dem Blatte Frankreich sehen, sollen Männer zu Boden strecken, die im Streit mit den Bierkrügen schon oft gesiegt haben, und dabey so rüstig geworden sind wie die Helden auf dem Blatte England. So weit Alles gut. Nur Schade, daß zwischen der Scheere dieser Antithese, die das französische Militär zerschneiden soll, auch Engländer liegen, die, nach Hogarth's Zeichnung der großen Londoner National-Feyerlichkeit, eben so, wie diese Franzosen, aussehen. Mag es solcher Engländer, nach Hogarth, immerhin nur wenige, und selbst unter den Stadtsoldaten in London nur einige geben, die das Relief der übrigen desto mehr erhöhen; schlimm genug, nach der Kritik John Bull's und nach dem praktischen Sinne dieser Blätter, daß ein bewaffneter Engländer sich jemahls gerade so wie diese bewaffneten Franzosen ausnehmen kann! Wen das Blatt Frankreich patriotisch afficiren soll, der muß das letzte Blatt von Fleiß und Faulheit nicht gesehen haben. Das hatte Hogarth vergessen. Oder war er, gegen sein patrio-

tisches Selbstgefühl, ohne es zu wissen, ein Prophet? Ahnete ihm etwas von einer Zeit, wo der reichsten Nation nichts dringender Noth thun würde, als Rumford'sche Suppe? und dieß unter der Regierung eines der besten und menschenfreundlichsten Fürsten?

Was dem Blatte Frankreich für den Kunstliebhaber noch den meisten Werth gibt, möchte wohl die Gruppirung der Truppen im Vordergrunde, und in dieser besonders die geistliche Figur an der Spitze der weltlichen Eroberer seyn. Dieser Geistliche, nicht der Officier, erscheint hier als der wahre Heerführer. Der Officier ist eine Nebenperson. Er sitzt zur Seite, und brät Frösche. Verloren im Enthusiasmus, der ihn auch in seiner Feldküche unter dem freyen Himmel ihn Gegenwart seiner Leute nicht verläßt, jauchzt er sein Vive le Roi (vieux style), und sein schwärmender Blick begegnet nicht dem Blicke des Soldaten, der neben ihm, den hungernden Mund an den Flintenlauf gedrückt, nach den halb gebratenen Fröschen schmachtet. Aber dem Geistlichen ist es ein Ernst mit der Expedition. Als eine Hauptfigur zeigt er sich auch auf der Mitte des Blattes. Die Stelle des stärkeren Lichts vertritt bey ihm, dem Sohne der Finsterniß, der stär-

kere Schatten, der durch die dunklere Farbe seines Habits entsteht. Einen Degen darf er nicht tragen. Das erlaubt die Kirche nicht. Aber ein Beil? Das ist etwas Anders. Mit dem Beile, statt des Degens, in der Hand führt er seine Gläubigen an. Vor den Soldaten der Pfaffe; vor dem Pfaffen die Beweisgründe des wahren Glaubens; das ist die Hogarthische Schlachtordnung bey'm Ausmarsche dieser Eroberer; und der Hogarthische Gedanke dabey ist doch wohl: „Seht hier nur gleich zuerst anrücken, was zuverlässig hinten nach kommen würde, wenn, in umgekehrter Schlachtordnung, die Soldaten für den Pfaffen und der Pfaffe für seinen Bauch und seinen Glauben Alt-England erobern — könnten!"

Das Gesicht des Pfaffen und die Bewegung der rechten Hand, mit der er die Schärfe seines ersten Beweisgrundes prüft, könnten nicht bedeutsamer und energischer seyn. Der T — selbst lacht aus dem schadenfrohen Gesichte.

* . *

Der jovialische und derbe Patriotismus auf dem Blatte England, macht zuerst, wenn man aus dem Hogarthischen Frankreich herüber kommt, bemerklich, daß man von so etwas in Frankreich keine Spur sah. Anders, als durch diesen Gegen-

saß, konnte auch Hogarth als Mahler den Mangel des Patriotismus auf dem ersten Blatte nicht ausdrücken.

Der positive Ausdruck auf dem Blatte England beruht, zum Glück für den Künstler, auch nicht bloß auf dem geschriebenen God save the King und Rule Britannia. Er beruht, wie die Pistole und der Degen, auf den sichtbaren Beweisen des National-Wohlseyns und der National-Kraft. Daraus erklärt sich der heroische Drang des kleinen Recruten, der unter dem Längenmaße der Tapferkeit den Augenblick nicht abwarten kann, sich auf eine andere Art mit dem Feinde zu messen. Die Soldaten, die im Hintergrunde exercirt werden, klären das Übrige auf. Der Patriotismus, eine Reflexions-Empfindung, die unmittelbar dem Auge darzustellen unmöglich ist, erscheint also hier in seiner einfachsten und populärsten Energie als ein Resultat der ganzen Composition. Das ganze Blatt ist Text zu der Musik, die der Pfeifer spielt.

Herr Ireland spricht bey dieser Gelegenheit etwas bedenklich von alten Zeiten. Wir sehen hier, sagt er, eine Gesellschaft wohlgenährter und hochherziger Britten mit aller fröhlichen Kühnheit

der alten Zeiten, bereit, ihr Vaterland zu vertheidigen.

Der satyrische Theil dieses Blatts ist so John-Bullisch, daß er nur durch den jovialischen entschuldigt werden kann. Denn der Popanz, den der Grenadier an die Wand mahlt, ist doch immer ein Werk des Künstlers, der den Grenadier sammt dem Popanz gemahlt hat; und hätte sich der Künstler in dieser Vorstellung nicht gefallen, so würde er nicht den Ausdruck der Aufmerksamkeit, mit der die fröhliche Gesellschaft der Arbeit des Satyrikers zusieht, auch die unsrige auf denselben Gegenstand geleitet haben. Der Grenadier hätte dann, als eine Nebenperson, seinen politischen Antichrist etwa in einem Winkel porträtiren können. Auch wäre nicht eben Lebensgröße zur Schönheit des Bildes nöthig gewesen. Aber Hogarth ist nicht der Einzige unter den Künstlern, die Dichter ja nicht ausgeschlossen, der seinem Herzen die kleine Freude gegönnt hat, seine Helden zu Lastträgern seiner kleinen Sünden zu machen, und ihnen in den Mund oder in den Pinsel zu legen, was der Künstler selbst um des Himmels willen nicht in seinem eignen Nahmen gethan oder gesagt hätte, wenn es ihm gleich

eine unbeschreibliche Freude machte, es durch einen Andern zu thun oder zu sagen. Und nehmen sich denn nur die Künstler dergleichen, ihrem Bedünken nach, unschuldige, wohl gar lobenswerthe Freyheiten? Hat es noch keinen Moralisten gegeben, in dessen Sittenlehre gegen gewisse Untugenden und Laster so con amore geeifert wird, daß sich der geheime Geschmack gar nicht verkennen läßt, den der Moralist selbst, vermuthlich ohne es zu wissen, an eben diesen Untugenden und Lastern fand? Es gäbe einen trefflichen und noch nie benutzten Stoff zu einer neuen Komödie, die Komödie, die der Mensch mit sich selbst spielt.

Die englischen Grenadiere müssen übrigens zu Hogarth's Zeit zugleich als Mahler berühmt gewesen seyn; oder Hogarth muß einmahl in einem Grenadiere einen Amtsbruder entdeckt haben, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Denn in der schlechten Gesellschaft auf dem dritten Blatte von Fleiß und Faulheit sahen wir, wie hier in der guten, einen Grenadier, fast in derselben Stellung, nur im Hintergrunde, mit der Ausübung einer von den zeichnenden Künsten beschäftigt. Durch die Art, wie der unbescholtene Gre-

nadier, den wir hier sehen, den Pinsel führt, ist recht gut ausgedrückt, daß er mit starken Zügen mahlt. Dem Pinsel selbst fehlt es auch nicht an Stärke; und doch steckt auf den Fall, wenn er nicht scharf genug streichen sollte, schon ein andrer im Farbentopfe in Bereitschaft. In diesem Topfe, der zugleich die Stelle des Paletts vertritt, ist denn doch wohl nur Eine Farbe befindlich, und vermuthlich keine chinesische Tusche. So mahlen deutsche Ritterromanenschreiber die Charaktere ihrer Helden und Heldinnen, wie hier Ludwig XV. gemahlt wird, kräftig und mit Einer Farbe, die aber in's Feld scheint.

Artig contrastirt die Ruhe des militärischen Mahlers mit dem lauten Enthusiasmus seiner Bewunderer. So bringt es auch das wahre Verhältniß des Künstlers zum Publicum mit sich. Laut und feindselig gegen den Feind an der Wand äußert sich hier aber nur der männliche Enthusiasmus. Der weibliche zeigt sich von der kritischen Seite. Der Matrose, der es sich auf dem Tische bequem gemacht hat, schreyet dem Feinde eine verwegene Herausforderung zu. Der Soldat, der sich brüderlich an den Matrosen lehnt, demonstrirt und ficht zugleich, und mit demselben Instrumente. Das bringt wie-

der der militärische Sinn des Begriffs einer Demonstration mit sich, wenn gleich Hogarth daran schwerlich dachte. Eine Demonstration in der Sprache der Tactik ist, bekanntlich, eine Bewegung, die einen Angriff vermuthen läßt. Sehr oft ist die Demonstration nur eine Kriegslist, um den Angriff, der von einer ganz andern Seite wirklich erfolgt, zu maskiren. Das soll aber selbst bey Demonstrationen, wo mit der Feder gefochten wird, eben so oft der Fall seyn, seitdem die Wissenschaften nicht nur geehrt, sondern auch honorirt werden. Eine Demonstration in den wissenschaftlichen Schriften dieser Art wäre dann nichts weiter als — eine Demonstration. Der wahre Angriff, der dadurch maskirt wird, ist gegen die Casse des Verlegers gerichtet. Warum sollte auch der Lehrstand sich nicht terminologisch immer mehr mit dem Wehrstande befreunden, da die Verwandtschaft der Fechtkunst mit der Disputirkunst uralt ist, und es immer mehr das Ansehen gewinnt, als ob sich ohne Hieb und Stich gar kein Terrain im Lande der Wissenschaft weder erobern, noch behaupten lasse?

Der kritische Patriotismus der beyden Schönen auf diesem Blatte ist von so delicater Natur,

daß er gar keinen Commentar gestattet. Kein geringes Talent gehörte wenigstens dazu, die Spitze der Gabel, deren Elasticität das eine Mädchen prüft, zu erläutern, ohne sich zu stechen.

XLI.

Der Dichter in der Noth.

XLI.

The distresse'd Poet.

Der Dichter in der Noth.

Sollte eigentlich heißen: Der Reimschmied in der Klemme. Das ganze Stück ist meines Erachtens Hogarth's Genies völlig unwürdig, und steht, ohne des Erklärers jetzige Wahl, nur bloß deßwegen verzeihlich hier, weil wir nach und nach Alle Stücke vorzunehmen gedenken. Die ganze Absicht ist verfehlt. Hielte der Mann, der hier den Dichter oder Reimschmied vorstellen soll, statt der Feder den Grabstichel in der Hand, so wäre es der Kupferstecher in der Klemme; denn was er im Nacken unter der Perrücke mit der andern sucht, das sind doch fürwahr nicht bloße Reime! Was den an die Wand geklebten Prospect auf die Goldbergwerke von Peru noch erträglich macht, ist (dürftig) der Umstand, daß der Reimer jetzt gerade über den Reichthum reimen will. Riches a Poem: Reich-

thum, ein Gedicht, ist das Blatt überschrieben, das vor ihm liegt. Dieses ginge noch Alles hin; allein, daß er ein junges, nicht häßliches, und dem Anscheine nach unschuldiges Weib, die nicht etwa auch Oden recitirt oder Reime zu einem Gedicht über Ökonomie im Nacken sucht, sondern die, rechtschaffen und brav, die Gedankenstriche in ihres Mannes Beinkleidern mit Nadel und Faden auszufüllen beschäftigt ist: daß er diese, sage ich, mit dem weinenden, vielleicht hungernden Kinde oben drein hier zum Spott beybringt, ist kaum auszuhalten. Ich vergebe unserm Künstler seine kleinen Zoten gerne. Wir haben ja selbst unter uns Schriftsteller, die solchen witzigen Schärfungen des Vorgefühls bey der Jugend, und Wiederauffrischungen des Nachgefühls bey den Alten beyderley Geschlechts ihren ganzen Ruhm, oder was man wenigstens jetzt so nennt, zu danken haben. Ihre Schädlichkeit hängt von Zeit und Ort ab, und ihre gänzliche Unschädlichkeit bey manchen Gelegenheiten ist erwiesen. Allein Hogarth's Verstoß auf diesem Blatt ist wider die Natur, zu jeder Zeit und in jedem Alter. Das Mensch mit dem Kerbholze ist ein Milchmädchen, die alte Milchschulden einfordert. Das Übrige auf diesem ganzen Blatte ist nichts werth,

weil ihm die Hauptstütze, vernünftige Belehrung, fehlt. Das Bild fällt in die Zeiten des steigenden Ruhms des Künstlers. Diese Zeiten sind gefährlich. Wohl dem, der, wenn er ausglitscht, sich alsdann so wiederum zu heben weiß, wie Er.

Zusätze.

Aber wenn wir nun ohne üble Laune dieses Blatt noch ein Mahl ansehen; wird es auch dann bey dem Urtheile: „Das Übrige ist nichts werth," sein Bewenden haben?

Das Lieblose in dem Spotte, das hier nicht zu verkennen ist, ernsthaft entschuldigen, scheint noch ärger zu seyn, als, selbst lieblos spotten. Denn wenn der Witz einmahl im Sprudeln ist, läßt sich nicht immer berechnen, wie viel Bläschen aufspritzen sollen; aber ein Erklärer muß jedes Wort, das er schreibt, verantworten können, wie ein Rechnungsführer jede Zahl. Gleichwohl liegt schon in eben dieser Wahrheit die Entschuldigung, deren Hogarth freylich bedarf. Der Mann nahm es nun einmahl mit der Delicatesse nicht so genau, eben darum nicht, weil er ein Satyriker von Profession

war. Nur dann, wenn die kleinen Züge von Inhumanität, durch die er seine Satyre belebt, nicht einen gerechten Spott unterstützen, verdient er selbst die Geißel. Ist denn nun aber der Spott auf diesem Blatte so ganz ungerecht? Sollte der treffliche Lichtenberg nicht in einer gewissen weichmüthig-verdrießlichen Laune, gegen seine Gewohnheit, den Geist dieses Blattes verkannt haben?

Wenigstens urtheilt der nicht ganz consequent, wer diese Darstellung der bitteren, aber augenscheinlich nicht unverschuldeten Armuth eines Reimschmieds inhumaner findet, als die eben so bittere und, so viel man sehen kann, unverschuldete Armuth der bewaffneten Jammergestalten auf dem Blatte Frankreich.

Die häusliche Wirthschaft eines armen Poeten sollen wir hier anschauen. Und in die Ausführung dieser Idee sollte derselbe Künstler, der die Wirthschaft der herumstreifenden Komödiantinnen, eine mit jener so nahe verwandte Idee, lehrreich zu zeichnen wußte, gar keine vernünftige Belehrung zu legen verstanden haben?

Für's Erste müssen wir uns nicht durch das hübsche Gesicht der Frau Dichterinn, auch nicht durch die überaus nützliche Arbeit bestechen lassen,

mit der wir sie beschäftigt sehen. Besser für den Sinn des ganzen Blatts wäre es, wenn diese junge Frau, die denn immerhin hübsch bleiben möchte, nur nicht so gutmüthig aussähe, oder wenn sie unter andern auch durch Nachlässigkeit in ihrem Anzuge bewiese, daß sie keine sonderliche Hausfrau ist. Ist sie denn das nicht? Fragt nur das ganze Blatt mit unbefangenen Augen?

Bettelarm sind diese Leute noch nicht. Weder in dem Haushabite der Frau, noch in dem Schlafrocke des Mannes bemerkt man Spuren des durch poetische und prosaische Beschreibungen hinlänglich bekannten und abgestumpften Zahns der Zeit. Wer sich in die Frau Dichterinn verliebt hat, wird nachdrücklich behaupten, daß dieses gute und unglückliche Weib mit ihrer Nadel dafür sorge, daß wir hier bey allen Zeichen der häuslichen Verlegenheit doch nichts Zerrissenes gewahr werden. Er mag auch Recht haben. Ganz ohne Sinn für häusliche Thätigkeit ist die Frau Dichterinn nicht. Sie ist, wie wir sehen und aus dem Gesehenen schließen, fleißig mit der Nadel beschäftigt. Aber warum denn nur mit der Nadel? Ist etwa ihre häusliche Tugend Fleiß ohne Ordnungsliebe? Sehet euch einmahl in dieser

Stube um! Der Staats-Rock des Herrn Gemahls dieser fleißigen Hausfrau liegt in lyrischer Unordnung zu ihren Füßen auf dem Boden; und auf dem Rocke liegt eine Mutterkatze, die, wie es sich gehört, ihre Kätzchen stillt, während das Pfand der Liebe dieses verehelichten Menschenpaars — hinten in der Wiege muß man den Wicht suchen — so erbärmlich schreyt, daß sich ein tauber Zuschauer die Ohren zuhalten möchte, ohne daß sich weder der Vater noch die Mutter nach dem Kinde umsehen. Wenn dieser Rock bey der Befriedigung der ersten Bedürfnisse der kleinen Katzen kein Andenken davon trägt, kann der Eigenthümer oder Inhaber von Glück sagen. Und das kann die Frau so ansehen? O ja. Sie flickt ja ihrem Manne das Stück seines Männer-Costums, das ihm unentbehrlicher als der Rock ist. Auch liegt ja, nicht weit davon, ein Schnupftuch, oder was es sonst für ein Tuch ist, auf dem Boden, und dabey noch einige Zeugschnitzelchen, Alles vielleicht zur Bequemlichkeit des Hundes, der das Milchmädchen in das Zimmer begleitet hat, und sogleich bey'm Eintritt neben der Thür auf einem Stuhle eine Mund-Portion findet, die ihm nicht entgehen kann. Einen Stuhl neben der Thür machst du zum Tisch und zur Spei-

sekammer? Hausfrau! Hausfrau! Mit der kleinen Wäsche, die in derselben Stube, wo der Mann dichten, also gewisser Maßen auch denken soll, am Kamin getrocknet wird, und die Luft mit Düften würzt, wollen wir es so genau nicht nehmen. Wo nicht viel zu waschen ist, muß oft gewaschen und das nasse Zeug zuweilen sogar geräuchert werden, damit es nur geschwinder trockne. Aber neben dem Kamin steht wieder ein Gefäß, worin ein trinkbares Fluidum befindlich zu seyn oder gewesen zu seyn scheint, auf einem kleinen Stuhl oder Schemel. Der Stoßdegen zu den Füßen des Eheherrn und die Kleiderbürste daneben, hätten auch füglich können aufgenommen, und überhaupt hätte die Frau leicht im Zimmer Ordnung stiften können, wenn gleich im Kopfe des Mannes keine war.

O weiblicher Ordnungsgeist, wie ehrwürdig bist du dem verständigen Manne, und wie nothwendig besonders da, wo ein schöner Geist hauset, wenn dieser nicht wie ein unsauberer Geist vor den Leuten erscheinen soll! Und wo vollends wie in der poetischen Wirthschaftsprose hier auf dem Blatte, jedes Stümpfchen und Restchen und Läppchen zu Rathe gehegt seyn will, wenn ihrer Drey von dem leben wollen, was die Feder eines Rei-

mers erkritzelt, da ist dem armen Manne mit dem Fleiße eines Weibes ohne Ordnung nicht viel mehr geholfen, als der Welt mit seinen Reimen.

Die gute Frau! ruft nun schon wieder ein Liebhaber. Nein, ein so strenges Urtheil hat sie denn doch nicht verdient. Nein; das wollte Hogarth gewiß nicht sagen. Nein; diese unverkennbare Gutmüthigkeit — —

Aber, Freund oder Liebhaber, wer streitet denn dieser Frau auch schon die Gutmüthigkeit ab? Wir wollen sie ja Alle bedauern. Allem Ansehen nach hat sie ihr gegenwärtiger Mann durch poetischen Hokus-Pokus, durch elenden Singsang von Herzen und Schmerzen, und was dergleichen mehr ist, bezaubert, wie man es poetisch nennt, oder, prosaisch und richtiger gesprochen, beschwatzt. Sie ist vermuthlich in dieses Lamento gerathen, wie in die Arme des Reimers, ohne selbst eigentlich zu wissen, wie. Sie hat ihm ihre Hand gegeben, weil er so ein guter Mann war. Wovon er sie nähren wollte, dafür ließ sie ihn sorgen. Jetzt hat sie Zeit, den Segen der Poesie zu bedenken. Aber sie scheint vom Denken noch immer nicht viel zu halten. Sie sieht bey ihrem Flickwerk in eben dem Grade sorgenlos aus, wie er bey dem

seinigen jammervoll. Nicht einmahl das Schnauben der Milchdirne, die mit böotischer Impertinenz ihr Geld verlangt, bringt diese gute Hausfrau aus ihrer sanften Fassung. Es ist ein Glück für sie. Aber schaden könnte es auch nicht, wenn sie einmahl die Nadel niederlegte, Ordnung im Zimmer stiftete, dann den Schreyhals aus der Wiege auf den Arm nähme, und mit ihm vor den Mann träte und spräche: „Vater dieses Kindes, geh' in dich! Thu' das Deinige, damit wir leben können, wenn ich das Meinige thue. O, gib von dieser Minute an ein Handwerk auf, das weder Brot noch Ehre bringt, wenn man es treibt, um sich davon zu nähren!"

So verstockt scheint dieser arme Mensch nicht zu seyn, daß ein vernünftig-kräftiges Wort nicht bis zu seinem matten Herzen durchdringen könnte. Sein Gesicht sagt zu deutlich, wie tief er empfindet, was einer unsrer deutschen Schriftsteller einmahl die Leiden der Poesie nannte, das will sagen, die unaussprechliche Qual, mit allem Drücken und Drehen der widerspänstigen Gehirnfibern den Reim, den man sucht, nicht finden, oder den Gedanken, den man von weitem kommen sieht, nicht in seinen poetischen Wirkungskreis, das will

sagen, in den Käfich des Sylbenmaßes herbeyzaubern zu können. Aber ohne das Gefühl dieser Leiden möchte wohl alles Hauskreutz den stolzen Geist nicht beugen, der zu sich selbst spricht: „Ich bin doch ein Genie, die Leute mögen von meinen Werken denken, was sie wollen." Prosaischer ist denn freylich kein Gedanke, als eben dieser. Aber dergleichen Krücken verwandelt ein solches Genie, mit dem es nicht fort will, leicht in Stelzen, und die Stelzen nennt es Flügel. Dann geht es im Doppelschritt des hohen Selbstgefühls über Stock und Stein vorwärts bis — z. B. an die Goldminen von Peru. Was sollte den Träumer, der, alles Zweifelns und Gegenredens der Vernünftigen im Publicum ungeachtet, steif und fest an seine Genialität glaubt, verhindern, auch an die Möglichkeit zu glauben, durch ein gelungenes Gedicht über den Reichthum reicher zu werden, als Pope durch seine Übersetzung des Homer wurde? Liegt nicht schon etwas rein Genialisches und wahrhaftig Dithyrambisches in dem bloßen Gedanken, reich werden durch ein Gedicht über den Reichthum? Was ist geistreicher, entzückender und origineller, als aus einem poetischen Projecte das köstlichste aller prosaischen Objecte durch eine und dieselbe

Idee heraus zu dichten? Wäre es nicht ein Meisterstreich, den gemeinen Frosch, wie neuerlich einer dieser genialischen Männer das Publicum genannt hat, auf eine so witzige und so energische Art bey der quackenden Kehle zu packen?

Übrigens kann man, wenn man gegen, nicht für Hogarth dieses Blatt erklären will, auch sagen: Der Einfall ist doch gar zu platt, eines armen Teufels dadurch zu spotten, daß man ihn ein Gedicht auf den Reichthum machen läßt und eine Zeichnung der Goldminen von Peru über seinen l—s—gen Kopf hängt. Und der obige Versuch, die Ehre des Künstlers durch eine gezwungene Anleihe weit hergehohlter Gedanken zu retten, ist nicht sehr tröstlich.

Die englischen Erklärer haben ihr Augenmerk mehr auf die Sachen, die auf diesem Blatte vorkommen, als auf die Personen gerichtet. Der Ungenannte, wie ihn Lichtenberg nennt, möchte das Ornament mit den neun Buckeln, das über dem Kamin hängt, allenfalls für einen hölzernen Behälter von Pariser Pflastern ansehen. Der Feuerstörer (poker) neben dem Kamin scheint ihm vormahls ein Rappier gewesen zu seyn. Beydes ist möglich. Aber was hilft uns diese Möglich-

keit, um den Sinn des Ganzen besser zu verstehen? Hat der arme Poet nebenbey unter den schönen Künsten auch die Fechtkunst getrieben? Deutet etwa dahin auch der Degen auf der Erde? Gesetzt nun, so wäre es; was soll es? Wo liegt der Witz in dieser Verbindung? Und wozu die übrigen Ornamente des Fußbodens neben dem Poeten, abgerechnet die Papiere? Wer, wie die Commentatoren der Philosophie in Deutschland, das Undeutlichste am liebsten erklärt, findet hier Arbeit.

Überhaupt gewinnt Lichtenberg's Urtheil: Das Blatt ist nichts werth, weil ihm die Belehrung fehlt, immer mehr an Autorität, je älter und sinnreicher die aufgeklärte Welt wird. Welche Satyre wäre jetzt noch spitz oder breit genug, das Organ des gesunden Verstandes im Kopfe eines verunglückten Poeten zu treffen, der seine witzelnde Abgeschmacktheit für das untriegliche Merkmahl des einzig richtigen Geschmacks, und seine pöbelhafte Impertinenz für Genie hält? In Deutschland vollends kann Satyre, wie diese, zu gar nichts mehr nützen. Denn in die Klemmen, die wir hier im Bilde sehen, kann ein deutscher Reimschmied, der mit Weib und Kind vom Ertrag seiner Feder leben will, im neunzehnten

Jahrhundert nicht mehr gerathen, er müßte sich denn nicht entschließen können, als ein allerneuestes d. i. kritisches Genie zugleich ein Theorienschmied zu werden, eine billige Capitulation mit seinem Ehrgefühl abzuschließen, und dann die Zeitungen und Journale mit seinen Kritiken anzufüllen, oder, noch besser, in eigner hoher Person ein kritisch-poetisches Journal oder ein Athenäum zu schreiben.

XLII.

Das lachende Parterre.

XLII.

The laughing Audience.

Das lachende Parterre.

Dem Erklärer dieser Blätter sind sehr viele Copien dieser Auftritte zu Gesichte gekommen, aber nicht eine einzige darunter, die diesen Riepenhausischen auch nur an Werth nahe käme. Übrigens haben diese Blätter keine Erklärung nöthig, und die einzige Absicht des Künstlers scheint hauptsächlich gewesen zu seyn, dem Leser das Vergnügen zu gewähren, Alles selbst zu finden. Also nur ein Paar Worte. Das Blatt stellt die vordern Bänke des Parterre's eines Schauspielhauses vor, nebst einem Theile des Orchesters. Unter den blasenden Köpfen im Orchester kann Einer das Lachen kaum verbeißen, das Alle die Übrigen überwältigt, die beyden Mitblasenden ausgenommen. Es geht also auf dem Theater gewiß etwas Lustiges vor, weil es der Miß auf der ersten Bank so gut als der Mistriß auf der zweyten gefällt,

und den beweglichen Alten so gut verzerrt, als auf den gesetzten Unbiegsamen wirkt. Wer wollte hier nicht mitlachen? Daß indessen während des Lachens musiciert wird, beweis't, daß es entweder eine Operette oder eine Pantomime sey, wahrscheinlich das letztere, und so könnte die Scene in Saddlers Wells seyn. Der Hintergrund enthält Auftritte von transcanalischen Messieurs mit Apfelsinen-Mädchen, und so genannten Stadt-Damen (Women of the town).

Zusätze.

Hr. Ireland ist der Meinung, Hogarth habe sich auf wenigen Blättern so in seinem wahren Charakter gezeigt, als auf diesem. Er setzt seiner Erklärung auch das Motto vor:

Let him laugh now, who never laugh'd before,
And he, who always laugh'd, laugh now the more;

zu Deutsch etwa so:

Heute lache, was bis heute
Nie des Lachens sich gefreut.
Was sich stets des Lachens freute,
Lach' aus vollem Halse heut.

Aber es ist und bleibt eine schlimme Sache, auf ausdrückliches Verlangen lachen zu sollen, auch wenn das Verlangen gar nicht ungebührlich ist. Denn es geht mit dem Lachen beynahe wie mit der Liebe. Beydes muß uns entweder überrumpeln, oder überschleichen. Sagt mir Jemand ernsthaft: „Verlieben Sie sich doch!" so frag' ich lachend: „In was denn?" Und auf den Zuruf: „Lachen Sie doch!" folgt die ernsthafte Frage: „Worüber denn?" Und so wie das Erste ein Riegel gegen die Liebe ist, so sichert das Zweyte gegen das Lachen. Ältern, Erzieher, und Erklärer satyrischer Kupferstiche sollten dieß bedenken.

Im Grunde ist aber auch auf diesem Hogarthischen Blatte wenig von Hogarthischer Satyre zu finden. Die ganze Composition ist meist nur ein Spaß. Es ist lächerlich, eine Menge Menschen laut lachen zu sehen. Denn so wie das Lächeln — das heimtückische und das sardonische abgerechnet, — fast jedes Gesicht verschönert, so macht das laute Lachen die meisten Gesichter zu Carricaturen, als ob die Natur sich an dem vernünftigen Wesen unbilliger Weise dafür rächen wollte, daß ihm das Ungereimte unter gewissen Bedingungen Vergnügen macht, während das vernünftigste Wesen in der

Menschenwelt oft die größte Ursache hat, der Natur dafür zu danken, daß es in einer solchen Welt, wo die Ungereimtheit überall vortritt und überall das große Wort führt, wenigstens lachen kann. Doppelt lächerlich ist der Anblick einer lachenden Gesellschaft, wenn man nicht weiß, worüber gelacht wird, wie es uns hier mit dem Hogarthischen Parterre geht. Für uns wird eben deßwegen das Parterre zum Theater. Wir lachen über die Lacher, was sich auch in guter Gesellschaft, wenn ein allgemeines Gelächter entsteht, nicht selten ereignet. Und sollte nicht schon mehr als Ein Mahl ein gescheider Schauspieler, wenn er in seiner Rolle auf dem Theater lachen mußte, sich der guten Gelegenheit bedient haben, seinem verehrten Publicum in's Gesicht zu lachen? Wo stand denn Hogarth, als er diese schöne Parterre-Komödie nach dem Leben zu zeichnen Gelegenheit hatte? Wenn er nicht auf dem Theater hinter den Coulissen hervorlauschte, wie konnte er denn dem lachenden Parterre und selbst den Bläsern im Orchester gerade in's Gesicht sehen? So versetzt das Bild nun auch uns auf das Theater, indem es uns als Zuschauer den Zuschauern gerade gegen über stellt. Und so wäre denn Alles, Komödie und Anti-Komödie, in seiner Ordnung.

Durch zwey Contraste wird der Effect dieses Bildes gehoben. Während das Parterre nach Herzenslust sich satt lacht, sitzen im Vordergrunde drey Männer, die nicht lachen dürfen, und im Hintergrunde drey, die nicht lachen wollen. Jene müssen bey ihrer musikalischen Arbeit den Mund zusammenziehen, den das Lachen aufreißen würde. Vielleicht haben die beyden linker Hand sich schon an dem Stücke satt und müde gesehen, und an der Musik satt und müde gespielt, wie es diesen guten Leuten oft begegnet. Die Drey im Hintergrunde, die nicht lachen wollen, sind erstens die beyden Elegants, und zweytens der Kunstrichter. Für ein Kunstrichtergesicht erklärt wenigstens Herr Ireland das leicht auszufindende Gesicht mit der spitzigen Nase, den halb eingefallenen und halb zusammengezogenen Lippen, und der gerunzelten Stirn. Da sehen wir, nach Herrn Ireland, die affectirte Affectlosigkeit in ihrer ganzen Würde. Vielleicht gab es auch schon damahls kritische Genies, die sich nach Grundsätzen mit rühmlichem Fleiß auf die kalte Begeisterung legten. Seiner kritischen Würde nichts zu vergeben, gönnt der strenge Richter hier den Schauspieleen auch nur einen von den beyden Sinnen, die sie beschäfti-

gen wollen. Er hört hin, aber mit weggewandtem Gesichte.

Die beyden Elegants wollen nicht mitlachen, weil es zum guten Ton gehört, nur selten um des Schauspiels willen in's Schauspiel zu gehen, und der Regel nach, wenn Andere auf das Stück merken, sich auf eine pikantere Art zu amüsiren. Herr Ireland findet Ähnlichkeit zwischen dem Einen dieser zierlichen Herren und einem halb verhungerten Windhunde. Bey der Kritik ihres Costums berührt er spöttelnd den Geschmack „unsrer achtbaren Vorfahren, die der Natur trotzten, und sich über alle Schicklichkeit hinaussetzten." Unsre neuesten Elegants wissen freylich Natur und Kunst besser zu vereinigen. Sie drehen den natürlich geschorenen und ungepuderten Kopf auf dem künstlichen Halse von dicken Tüchern und Polstern mit eben der Leichtigkeit, wie sich auf einem Schwanenhalse ein Schwanenkopf dreht. Und wer ihnen nachsagt, daß sie sich über alle Schicklichkeit hinaussetzen, hat noch keine von den exaltirten Beinkleidern angezogen, die beyläufig bis unter die Arme reichen, was denn doch der allerneueste Pariser Geschmack verlangt.

XLIII.

Das Collegium medicum.

XLIII.

Das Collegium medicum.

(Consultation of Physicians.)

Diesen Titel führt gegenwärtiges Blatt bey'm Nichols. Sonst hat es bey Hogarth selbst die Umschrift: The company of undertakers; die Leichenbesorger-Gilde; eigentlich Begräbniß-Besorger. Ich habe das erste Wort vorsetzlich gewählt, weil Leiche im Deutschen einmahl so viel als Begräbniß ist, und da sagt das meinige so viel als undertaker im Englischen; für's zweyte sagt aber Leiche im Deutschen auch so viel als Leichnam, und da hieße jenes zugleich so viel als Leichnambesorger-Gilde, das ist die Gilde, die dafür sorgt, daß ein Leichnam zu rechter Zeit da ist, und das wären die Undertakers, die Hogarth eigentlich gemeint hat Undertakers in dem ersten Sinn hat der mir etwas näher bekannt gewordene Theil Deutschlands nicht. Im zweyten Verstand

aber möchte es nicht leicht dem kleinsten Städtchen daran fehlen, wenn etwa an graduirten, doch gewiß nicht an ungraduirten, und wenn vielleicht an Undertäkern, doch gewiß nicht Undertäkerinnen.

Hogarth hat dem ganzen Bild die Form eines so genannten französischen Wapenschildes gegeben, so wie die Hermelinschwänzchen, die Theilung durch einfache Wolken und das Motto schon zeigen würden, daß er das Ganze wirklich für ein Wapen, und zwar der Undertäker angesehen wissen wolle, wenn auch die kurze, aber äußerst launige Beschreibung des Bildes in abscheulicher heraldisch-englischer Sprache, die dem Original beygefügt ist, dieses nicht deutlich zeigte. Ich habe es nicht wagen wollen, diese Beschreibung zu übersetzen. Denn seit dem Gatterer unsere Heraldik deutsch und vernünftig sprechen gelehrt hat, würde Hogarth's Absicht, die zum Theil war, die Sprache lächerlich zu machen, ganz verfehlt werden. Das heraldische Englisch besteht eigentlich aus ²/₃ von verdorbenem Französischen, das übrige ist verdorbenes Englisch mit verdorbenem Latein versetzt, und das Alles in Constructionen geschmissen, die weder Französisch, noch Englisch noch Lateinisch sind. Heraldische Ausdrücke

habe ich indessen auch hier beybehalten müssen, weil doch einmahl das Bild ein Wapen seyn soll.

Der Schild ist französisch, durch einfache Wolken in drey Plätze in die Quere getheilt. Der zweyte Strich wird durch die Tinctur und natürliche Wolken (Perrücken) verdeckt. Schildes = Haupt: ein etwas gelöwter Hanswurst, mit dem Hut schräg links auf einem Ohr. Der Hut selbst ist mit einem von blau und Silber schräg geviertеten Prachtknopf beladen; die beyden Augen zum grimmen nach der Nasenspitze hervorbrechend. Die Jacke ist von roth, Gold, grün, blau un Silber gerautet. In der Linken hält er einen Schenkelknochen, wodurch, als das dritte Bein, dieser Löwe wiederum etwas leopardirt wird. Zur Rechten ein Quacksalber durch roth und Silber senkrecht getheilt, mit dem Stockknopf schräg links gegen die Mitte des Haupts geneigt; zur Linken ein einäugiger Oculist durch eine linke Spitze von Purpur im silbernen Felde getheilt. Mit dem im Kopfe fehlenden Auge ist der Stockknopf belegt. Herzstelle und Fuß sind mit 12 Quacksalber = Häuptern besäet. Die rechte Seite des Herzens enthält deren zwey etwas gekrüpft, das Herz selbst einen, dessen Nase stark

ge (spitz) weckt; die linke Seite des Herzens ditt gekrüpft, die Stirne des Einen mit einer Prunk-Warze besamt. Die Perrücken haben wenig Flug. In der Mitte des Fußes, Einer fast her-vorschreitend, da die übrigen mehr hervor-brechend sind; seine Brust ist mit einem Urin-glase belegt und der Zeigefinger durchgesteckt; die beyden Untersten scheinen zum Raube geschickt. Unterscheidungsstücke: Zwey Andreaskreuze aus Schenkelknoden, und unten, vermuthlich auf einer Aderlaßbinde, der Sinnspruch: Et plurima mortis imago. — Jedoch nicht weiter in dieser Sprache. Die unterstrichenen Wörter sind alle in unserer Heraldik wirklich recipirt, daher fällt der größte Theil des Lebens weg, welches diese Beschreibung erhalten haben würde, wenn man neue, nach den alten unverkennbar gemodelt, hätte einmischen wollen. Dieses hat Hogarth gethan. Allein alsdann wäre zugleich der Spott auf die Sprache gefallen, welchen die unsrige nicht mehr verdient. Niemand wird es lächerlich finden, daß besondere Wissenschaften besondere Ausdrücke haben. Vergibt man es ja sogar der Königinn der Wissenschaften, der Philosophie, daß sie zuweilen, um deutlich zu reden, sogar undeutsch spricht.

Nun noch Etwas zur Erklärung dieses Blatts. Über die Moralität solcher Satyren gegen ganze Menschenclassen sage ich hier wenig. Jedermann weiß, wie sie zu nehmen sind. Die Ärzte sind seit je her die rechte Stechscheibe satyrischer Scharfschützen gewesen, und doch hat wohl nie ein Stand weniger durch dieses ewige Schießen verloren, als gerade dieser. Aber in Wahrheit muß man auch diesem Stand die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Satyren gegen sich immer sehr viel besser genommen hat, als mancher andere Stand, von dem man es eher hätte erwarten sollen. Selbst die Mittelmäßigsten unter ihnen nehmen sie meistens gut. Vielleicht etwa, weil sie sich groß dünken? Dieses sich groß dünken könnten aber, und können leider! die Mittelmäßigen eines jeden Standes eben so gut; und fürwahr der Eigendünkel selbst würde einen Tempel verdienen, wenn er solche Gesinnungen einflößte. Auch sind mir Beyspiele von Ärzten, die, als Ärzte, den Arztverächter verfolgt hätten, nicht bekannt. Sie sind also wenigstens selten, ob sie gleich Gelegenheit genug hätten, in den, Cabineten der Großen, und zwar den wichtigen worin der Nacht—thron steht, und die Rechnungen dieser Zeit geschlossen werden müssen, ih-

ren Gegnern Gnadenstößchen auszutheilen, von denen sie nicht so leicht wieder aufstehen würden. Allein man verfährt gewöhnlich offen und gerade; man verachtet nicht, denn das verräth Empfindlichkeit, sondern man lächelt mit; und, was über Alles geht, gesteht die Mängel der Kunst willig ein. Einer unserer größten Ärzte und Wundärzte sagt*): „Es kann gar nicht geläugnet werden, daß durch diese Ars salutaris im Ganzen eben so viel Schaden gethan, als Nutzen gestiftet wird." Das ist aber, ruft gleich der Seelenarzt aus, nicht der Fehler unserer Wissenschaft, sondern der Stümper darin. Auch wahr! Allein die Königinn der Wissenschaften, von der wir so eben redeten, hilft uns mit zwey undeutschen Wörtchen sehr deutlich aus dem Streit: objectivisch freylich nicht, sagte sie, aber subjectivisch: alle Mahl, so lange weder Engel allein die Kunst je lehren, noch Engel allein je treiben werden und können. — Indessen ist Hogarth in diesem Blatt zu weit gegangen. Seine Köpfe sind größten Theils Porträte. Einige sollen sogar zum Sprechen getroffen seyn. Jeder dieser armen Teufel hatte sein Gesicht bloß

---

*) Richter's chirurg. Bibl. IX. Band, S. 193.

für sich selbst und mit sonst keinem Menschen in der Welt, seine Unkunde aber mit Mehrern gemein, und einem Einzigen einen solchen Giftbecher für Alle austrinken zu lassen, ist immer hart; ich bekenne dieses aus Grund der Seele, ob ich gleich gar nicht von der Classe der so genannten Weichgeschaffenen bin, die dafür halten, daß man, wie die Lotterien ziehen, so auch die Satyren durch Waisenknaben schreiben lassen müsse. — Die drey obern Köpfe, der mit roth und Silber, der Hanswurst, und der einäugige Oculist, sind alle drey Porträte. Der erste ist Dr. Ward, ein kenntnißleerer, aber glücklicher Prakticus, der troz aller Satyre gegen ihn, und bey aller seiner Unwissenheit sich in die oben erwähnten Audienzzimmer zu schleichen verstand. Es ist unbegreiflich, aber wahr. Seine Geschichte hat Nichols vortrefflich. Er war ein verunglückter Mann von nicht gemeinen natürlichen Talenten, der endlich die Arzneykunst ergriff, um sich zu helfen; die Welt freylich wenig mit seinen Erfahrungen belehrte, aber desto mehr mit seinen Recepten in Contribution setzte. Er hatte ein rothes Blutmahl über die Hälfte des Gesichts, und hieß daher Spot-Warden (Fleck-Warden). Es wäre daher sehr viel von ihm und seines Gleichen zu sa-

gen. Hier muß es unterbleiben. — Der Harlekin (das werden unsere Leserinnen kaum errathen) ist eine gewisse Madame Mapp. Sehr berühmt in der damahligen Zeit. Sie richtete verrenkte Beine und Schultern ein, Alles durch Kraft, und oft sehr glücklich, und wurde daher die Taille-Meisterinn genannt. — Ihre Geschichte, die ich in Händen habe, und die sehr unterhaltend ist, wäre aber selbst für einen eigenen Artikel eines Taschenbuchs zu groß. – Linker Hand ist der Oculist Taylor. In einer sehr guten Beschreibung heißt er der Ältere; ich kann also nicht sagen, ob es der Ritter Taylor ist, den man in Deutschland sehr gut kennt. Ich selbst habe den so berühmten Taylor in meiner Kindheit gesehn, wie er sich auf die Schulter eines Knaben, wie auf eine Krücke lehnte, in einem rothen Mantel einher spatzierte, und seine Taxen hob. Dieser von Hogarth abgebildete, der sehr getroffen seyn soll, war ein äußerst unwissender Mensch, und ein Windbeutel im höchsten Grad. Daß dieser ein Auge im Stockknopf führt, ist sicherlich nicht übertrieben, denn selbst der bey uns berühmte Taylor führt auf der Decke seiner Carosse statt der Prachtknöpfe Augäpfel mit Staarnadeln durchspießt. Der Abgebildete war viel gereiset, und

versicherte seine Freunde in London, daß, als er in Petersburg gewesen sey, er um den Prinzen Herkulaneum (Heraklius) in einer gewissen Affaire zu sprechen, bis Archangel gereis't sey, welches ganz am Ende des europäischen Asien liege. — So ist es mit den übrigen zwölf Köpfen mit ihren zwölf Stockknöpfen, die in England mit unter die Köpfe gezählt werden (Cane-heads), wodurch Hogarth's Contrastirung der Köpfe mit Stockknöpfen einen Strich von Lächerlichem mehr enthält, wovon doch indessen im Deutschen eine schwache Spur durch den Reim von Kopf und Knopf noch erhalten wird. Aber Vieles ist nun freylich unverständlich geworden, und die Zeit hat manchen dieser Köpfe vom Pfahl abgenommen und begraben. Das, was ich davon in Schriften gefunden habe, kann hier keinen Platz finden. Vielleicht aber erhält es unser Vaterland an einem andern Ort, wenn Herr Riepenhausen bey seinem Vorsatz bleibt, uns den Hogarth ganz zu geben. Denn wirklich kenne ich jetzt*) in Deutschland keinen Künstler, der so etwas mit so vielem Talente und dabey so weniger Prätension ausführen würde, als dieser. Das lachende

*) Im Jahre 1789 geschrieben.

Parterre ist Hogarth völlig, auch in der Manier und Leichtigkeit; und in den Köpfen der Quacksalber ist auch nicht ein Zug verloren gegangen *).

Zusätze.

Einer der berühmtesten Helden dieses Blatts, der große Augenarzt und Ritter John Taylor, hat seine eigene Lebensgeschichte geschrieben. Sie kam zu London 1761 heraus. Der Titel ist etwas lang. Er ist ein pragmatischer Auszug aus dem Buche selbst. Aber gibt es denn nicht auch unter uns mehr als Einen sehr gelehrten Mann, der noch nicht gelernt hat, seinen Schriften einen Ti-

*) Dieses Urtheil über das Talent des Herrn Riepenhausen bezog sich auf die Proben im Göttingischen Taschenkalender vom Jahr 1789. Die Erwartungen, die der vortreffliche Künstler damahls erregte, hat er seitdem so übertroffen, daß, sein Talent jetzt noch empfehlen wollen, eine Ungerechtigkeit nicht nur gegen ihn, sondern selbst gegen das Publicum wäre. Indessen wird man der Bemerkung die Herrn R. betrifft, in dieser Sammlung als ein Andenken an die Zeit der Empfängniß dieses Werks gewiß ihr Plätzchen gönnen.

Anmerk. des Herausgebers.

tel zu geben, den man aussprechen kann, ohne dabey so viel Athem, wie zu einercic cronianischen Bravour-Periode zu verbrauchen? Was den Titel der Selbst-Biographie John Taylor's so entsetzlich lang macht, ist überdem nur der Titel des Mannes selbst; und den dem Publicum in möglichster Ausführlichkeit vorzutragen, konnte er eben so gute Gründe haben, wie andre Gelehrte. Was ist schöner und für das Emporkommen der Wissenschaften ermunternder, als wenn der Gelehrte selbst seinen berühmten Nahmen auf eine umgekehrte Pyramide von Wörtern stellt, die, so wie sich ihre Bedeutung verkleinert, in immer kleinern Zeilen nach unten zu, nichts ausdrücken, als die ganze Masse der Ehren und Würden des Nahmens, der auf ihnen ruht; das Fußgestell seines Ruhms! Wer darin einen Beweis der lächerlichsten Eitelkeit übrigens respectabler Männer sieht, verräth nur seine geringe Bekanntschaft mit dem wahren Zustande der Literatur. Warum nennen sich Fürsten und Herren bey feyerlichen Gelegenheiten, und auch sonst wohl, mit allen ihren Titeln, deren Je länger je lieber sich mit einem rc., der ewigen Knospe oder Samenkapsel künftiger, noch erwarteter Titel, endigt? Weil jede diese Qualificatio-

nen ein Document der Rechtmäßigkeit des Besitzers der specificirten Länder und Ländereyen, oder wenigstens der Ansprüche darauf, ist, und auf solche Art, ehrlich und offen, einigen in der Politik sehr gefährlichen Mißverständnissen vorbeugt. Was nun die Fürsten und Herren in ihren irdischen Reichen sind, das sind die betitelten Gelehrten im Reiche der Wissenschaften. Die Unbetitelten haben in diesem Reiche entweder noch gar nichts zu befehlen, oder sie befehlen, selbst wider ihren Willen, nur im Nahmen der Betitelten. Gewöhnlich haben sie auch nichts geschrieben, als Romane, Gedichte und dergleichen unwissenschaftliche Werke. Nicht leicht wird auch ein Dichter oder Romanenschreiber so verwegen seyn, auf den Titel seiner unwissenschaftlichen Werke sich noch anders als mit seinem Nahmen zu nennen, wenn er nicht, um mehrerer Richtigkeit willen, auch diesen verschweigt. Selbst das einfache M. das, eine wahre Null unter den Buchstaben, seine Bedeutung ändert, je nachdem es vorn oder hinten steht — denn hinter einem Nahmen bedeutet es Magnus (der Große), vor einem Nahmen aber Magister — selbst dieses M. wird nicht leicht mehr ein versificirender Magister in unsern Tagen, selbst zu Leipzig nicht, auf dem

Titel seiner Gedichte seinem Nahmen vorzusetzen wagen.

Also der Doctor der Arzneywissenschaft, John Taylor, nennt sich mit Recht mit allen seinen Titeln; und darum lautet der Titel seiner von ihm selbst verfaßten Biographie seiner selbst, in einer getreuen Übersetzung, wie folget:

Das Leben und die außerordentliche Geschichte des Ritters John Taylor (Von hier an denke man sich die umgekehrte Zeilenpyramide; aber die oberste Zeile wenigstens so lang, als das Papier in groß Folio breit ist), Mitglieds der berühmtesten Akademien, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, Chevaliers an verschiedenen der ersten Höfe der Welt, berühmten Patent-Arztes in den Apartementern vieler der größesten Prinzen, (Ist es nicht vortrefflich, daß sich der Mann zum Beweise seiner Vortrefflichkeit auf seine Patente beruft? Warum sollte Patent-Gelehrsamkeit weniger werth seyn, als Patent-Schnallen, Patent-Pflaster und andre Patent-Sachen, die jeder Elegant und jeder Galanterie-Händler kennt?) päpstlichen, kaiserlichen und königli-

chen Ophthalmiators seiner höchstsel. Majestät, des päpstlichen Hofes, der Person Sein. kaiserl. Majestät, der Könige von Pohlen, Dänemark, Schweden rc. (Dieses rc. mitten im Text ist von vorzüglichem Effect. Es drückt eine wahre Plethora oder Überfüllung von Würden aus), der verschiedenen Churfürsten des heiligen Reichs, des königlichen Infanten, Herzogs von Parma, des Prinzen von Sachsen-Gotha, Durchlaucht, Bruder Ihro königl. Hoheit, der verwitweten Prinzessinn von Wallis, des Erbprinzen von Pohlen (NB.), des hochsel. Prinzen von Oranien, der gegenwärtigen Fürsten von Bayern, Modena, Lothringen (NB.), Braunschweig, Anspach, Bayreuth, Lüttich, Salzburg, Middelburg (NB.), Hessen-Cassel, Holstein, Zerbst, Georgien rc. (Da steht das rc. recht auf seinem Platze), römischen Bürgers, kraft einer öffentlichen Acte im Nahmen des Senats und Volks, Mitglieds des Collegiums der Ärzte, Professors der Optik, Doctors der Medicin und der Chi-

rurgie auf verschiedenen Universitäten umher. (Man bemerke, wenn man es nicht schon bemerkt hat: erstens, daß Sir John Taylor seinen Berufstitel, der allen übrigen vorgehen sollte, den Hoftiteln weit nachsetzt; zweytens, daß der doppelte Doctortitel in der medicinischen Facultät, die mit der Medicin die Chirurgie von selbst unter sich begreift, keine neue Erfindung der Deutschen ist; und endlich drittens, daß Doctor Taylor auf mehreren Universitäten umher promovirt hat, oder promovirt ist, eine Maßregel, die in so fern nachgeahmt zu werden verdient, als die medicinische Doctorwürde, die man auf einer Universität erworben hat, für den Doctor, der auswärts praktisiren will, in unsern mißtrauischen Zeiten kein Präservativ gegen das beschwerliche Repetitions-Examen vor dem Sanitäts-Collegio ist. Hier endigt auch der Titel des Doctor Taylor nach der gewöhnlichen oder onomastischen Methode. Es folgt nun die Fortsetzung paraphrastisch im historischen Styl:) der über dreyßig Jahr fast ununterbrochen auf Reisen gewesen ist, während welcher Zeit er nicht nur in jeder Stadt dieser Königreiche, sondern in jedem Königreiche,

jeder Provinz, jedem Staate und jeder Stadt von der allergeringsten Bedeutung und an jedem Hofe sich aufgehalten hat, und jedem gekrönten Haupte und souveränen Fürsten in ganz Europa ohne Ausnahme vorgestellt worden ist; enthaltend die größte Mannigfaltigkeit der unterhaltendsten und interessantesten Begebenheiten, so jemahls, wie man voraussetzt, in irgend einem Lande oder irgend einer Sprache an's Licht gestellt worden.

Punctum. Und nun sehe man durch dieses Titel-Mikroskop dem Manne, oder seinem Stockknopfe, noch ein Mahl in's Auge. Welche Vergrößerung!

Die gestrenge Frau Doctor Mapp liebte kürzere Titel. Sie nannte sich selbst mit dem unübersetzlichen Nahmen *Crazy-Sally*. Im Deutschen könnte man dafür sagen: die tolle Kehr-dich-an-nichts. Von zwanzig Patienten, die sich ihr anvertraueten, starben unter ihren Händen, wie Herr Ireland bemerkt, doch nur neunzehn. Das berüchtigte *Grubstreet-Journal* wimmelte damahls von Artikeln, die Frau Doctor Mapp be-

treffend. In einem Blatte dieses Journals, vom 23. September 1736 heißt es: „Mrß. Mapp fährt fort, außerordentliche Curen zu thun. Sie hat sich nun auch eine Equipage angeschafft, und wartete vorigen Sonntag bey Ihren Majestäten auf.“ Ob diese Notiz Spott oder platte Großthuerey ist, mögen die Geschichtsforscher ergründen. Nach einem andern Stücke desselben Journals soll Mrß. Mapp auf dem griechischen Kaffehhause zu London unter Andern eine Nichte des berühmten Arztes und Naturforschers Hans Sloane, zur großen Zufriedenheit desselben, operirt haben. Sollte das nicht vielleicht auch ein Pasquill auf den guten Hans seyn? Mrß. Mapp, immer nach dem Bericht des Grubstreet-Journals, interessirte sich auch sehr für das Pferderennen. Am 16. Sept. 1736 — das Datum wollen wir uns merken — wurde zu Epsom um eine Schüssel oder einen Satz von zehn Guineen, die Madame Mapp ausgesetzt hatte, in die Wette geritten, und ein Pferd weiblichen Geschlechts, gleichfalls Madame Mapp genannt, gewann den ersten Vorsprung. Dafür gab Madame Mapp, nähmlich das menschliche Geschöpf weiblichen Geschlechts, dem Reiter

eine Guinee, und schwur dabey, er hätte noch hundert dazu haben sollen, wenn er den Satz gewonnen hätte. Solch eine Männinn war sie. Aber wer sähe nicht lieber den Tod in sein Zimmer treten, als dieses scheußliche Geschöpf, wenn Hogarth sie anders getreu porträtirt hat?

Doctor Ward brachte es, wenn er wirklich nichts mehr als ein unwissender, aber glücklicher, Empiriker war, für einen Mann seines Schlages weit genug. Nicht nur bey seinem Leben widerfuhr ihm sehr viel Ehre. Auch nach seinem Tode sollte er bey den berühmtesten und verdienstvollsten Männern seines Vaterlandes, und zwar zunächst neben dem Dichter Dryden, in der Westmünster-Abtey ein Denkmahl erhalten; und er hat es vielleicht wirklich erhalten. Wenigstens ist dieses Denkmahl angekündigt im London-Chronicle, vom 27. Februar 1762.

XLIV.

Finis

oder

Das Ende aller Dinge.

XLIV.

F i n i s.

Unter dieser lateinischen Aufschrift wird das Blatt von Hogarth, das wir hier liefern, in dem Verzeichniß aufgeführt, das mit der ganzen Sammlung ausgegeben wird. Es sind eigentlich die Worte, die auf dem Tabaksdampfe stehen, der der Zeit aus dem Munde steigt. Sonst hat es bloß die nicht sehr delicate Aufschrift, Tail piece, also im Deutschen ungefähr so viel als: Das Hinterste. Einige Monathe vor seinem Tode sagte Hogarth in einer lustigen Gesellschaft: Das Nächste, was ich jetzt vornehmen will, soll das Ende aller Dinge seyn. Wenn das der Fall ist, versetzte einer seiner Freunde, so hat es auch mit Ihren Geschäften ein Ende, denn es ist alsdann mit dem Mahler am Ende. Allerdings, erwiederte Hogarth tief seufzend; drum je eher ich schließe, je besser. Er setzte sich also hin und mahlte folgendes Blatt, worauf man noch wiewohl schwache Spuren von des Mannes eigenem Geiste erblickt, hingegen mehr Mittelmäßiges und

manches Abgeschmackte. Er scheint dieses sogar gefühlt zu haben; denn unter dem Blatte steht auf vielen Exemplaren in schönerer Schrift als unter irgend einem seiner Werke: Das Bathos oder Art und Weise in erhabenen Gemählden *) zu sinken. In der Mitte liegt die Zeit schläfrig gegen ein Stück von einer Säule gelehnt; sie schlägt ihre Pfeife entzwey, hat also ausgeraucht, und bläs't den letzten Dampf in die Luft. Unter dem linken Arm liegt die zerbrochene Sense, und neben ihr steht die ebenfalls zerbrochene Sanduhr. Aus der linken Hand fällt ihr eine Rolle. Es ist ihr letzter Wille, worin sie das Chaos zum Executor und Erben einsetzt; die drey Parzen haben ihn als Zeugen unterschrieben und gesiegelt. Die auf der Erde liegenden Meubeln scheint das Chaos wirklich schon nach seiner Methode geordnet zu haben. Da liegt ein Komödienbuch aufgeschlagen mit den Worten Exeunt omnes, Alle gehen ab. Ein leerer Geldbeutel; eine besiegelte gerichtliche Bankrott-Erklärung gegen die Natur: ein Schusterleisten (Engl. Last), und ein Schusterriemen (Engl. Cobler's End), also Last End, also letztes Ende

*) Sollte wohl heißen: bey erhabenen Gegenständen.

und wahres Bathos. Eine abgenutzte Schuhbürste neben einer zerbrochenen Krone, gut geordnet, ein zerbrochener Bogen mit der zerrissenen Sehne daneben. Hogarth's zerbrochene Palette, ein Flintenkolben, ein abgenutzter Besen, und eine zerbrochene Glocke und eine zerbrochene Bouteille. Bey der Glocke liegt ein von ihm erfundener politisch-allegorischer Kupferstich: The Times, die Zeiten, der ihm viel Sorgen gemacht hat; denn der war es hauptsächlich, der ihn Wilkes's Geißel und Churchill's Stilete bloß stellte. Unter diesem Kupferstich liegt ein Stümpchen Talglicht, die auch unter uns Endchen heißen (wieder ein Ende), das die Zeiten ansteckt. Dahinter liegt noch ein Säulenkopf Oben herum steht oder fällt vielmehr der Schildpfosten von einem Wirthshause, mit der Welt Ende auf dem Schilde, ein Zeichen, das auf den Wirthshäusern in England noch häufiger vorkömmt, als bey uns die letzten Heller vor den Stadtthoren. Verfallene Hütten, ausgegangene Bäume, verfallene Kirchthürme mit Zifferblättern, von welchen sich, weil die Zeit schläft, die Zeiger entfernt haben, Leichensteine u. s. w. Im Hintergrunde sinkt ein Schiff. Oben stirbt Phöbus mit seinen Pferden, und der Mond steht verfinstert da, so nahe bey der Sonne. Freylich wenn die Sonne stirbt,

so gibt es auch allenfalls eine Mondfinsterniß im ersten Viertel. Wenn aber die Sonne todt ist, wird man fragen, wo kömmt denn das Licht her, wobey man hier noch Manuscripte und Komödien lesen kann? Von dem Stümpchen Talglichte, und einem noch nicht sehr brennenden Kupferstiche schwerlich, so wenig als von der brennenden Welt auf einem Bierschilde. Man muß aber bedenken, daß auch ein sterbender Phöbus nicht ganz ohne Strahlen ist. Drollig genug ist es, wie bey dieser gänzlichen Apoplexie der Natur, der Galgen allein noch so gerade und frisch da steht, als hätte er Hoffnung bey einer Wiederbringung der Dinge im sechsten Act, noch ein Mahl wieder in Dienst zu kommen. — Als Hogarth das Gemählde fast vollendet hatte, rief er: So, so ist Alles gut; ergriff mit einer Art von prophetischer Wuth (in a sort of prophetic fury) den Pinsel, und warf gleichsam mit einem Paar Zügen noch die zerbrochene Palette hin. Finis! rief er aus, mein Werk ist gethan, und Alles ist vorbey. Diese Anekdote ist völlig averirt. Er hat nachher nie den Pinsel wieder in die Hand genommen, und starb einen Monath darauf. Radirt hat er noch nachher, und die hiesige Bibliothek besitzt in der Sammlung von Hogarth's Werken sogar das Blatt, an welchem er, seiner

hinzu gestochenen Nachricht zu Folge, noch an dem Tage seines Todes gearbeitet hat, der den 26 October 1764 in seinem 66. Jahre erfolgte. Churchill hat ihn des so eben erklärten Kupferstichs wegen im folgenden Epigramm verfolgt, das in the Muse's Mirrour Vol. I. p. 3 befindlich ist:

On Hogarth's print of the Bathos, or the art of sinking painting *)

All must old Hogarth's gratitude declare,
Since he had nam'd old Chaos for his heir,
And while his Works hang round that Anarch's throne,
The connoisseurs will take them form his own.

Für Leser, die kein Englisch verstehen, mögen folgende vier männliche Reime, die man allenfalls der Erbschaft selbst beylegen kann, den Sinn des Epigramms einiger Maßen darstellen.

Der alte Hogarth setzt, das heiß ich dankbar seyn,
Zum Erben seines Werks das alte Chaos ein:
An des Anarchen Thron nun künftig aufgestellt,
Wird's kommen, daß man den selbst für den Autor hält.

---

*) Unter dem Kupferstich steht eigentlich etc. or the manner of sinking in sublime paintings.

Zusätze.

Ein närrischeres Memento mori, als dieses, möchte wohl, wenigstens in der gemahlten Welt, schwerlich zu finden seyn. Wer ist von so steinerner, absolut unempfindsamer Natur, daß ihn hier nicht eine geheime Rührung mitten unter dem Lachen anwandeln sollte, auch wenn er weiß, daß Hogarth mit dieser Posse nichts weniger als rühren wollte, und daß am Ende die ganze Posse kein Meisterstück ist?

Wirklich hat Hogarth mit seiner Satyre auf diesem Blatte entweder sich selbst nicht gar zu wohl verstanden, oder er hat sich undeutlicher, als sonst irgendwo, ausgedrückt. Wir sehen hier eine burleske Mischung und Anhäufung von Dingen, die aufhören, zu seyn. Was aufhört, zu seyn, ist dann freylich im Sinken. Nach dieser Erklärung wäre aber das Blatt eine Satyre auf die Natur, die Alles, was sie hervorbringt, selbst wieder zu Grabe trägt, und nicht auf die Künstler, deren Erhabenheit hier zu Grabe getragen werden soll. Hogarth wollte sagen: „Auch ich kann im erhabenen Styl ein Stück von erschütternder Wirkung mahlen. Zum Beweise mahle ich euch hier ein Andenken, mein letztes Werk, ein

pathetisches Bild, das gerade so erhaben und so erschütternd ist, als eure besten Bilder, meine lieben Herrn Poeten und resp. Collegen." Daß dieß ungefähr Hogarth's Gedanke war, beweiset auch eine der Inschriften, die sich, wie Herr Ireland berichtet, in fünf Abtheilungen der Einfassung einiger Abdrücke dieses Blatts finden. Da heißt es: „Seht hier die Art, wie in vielen berühmten alten Gemählden die ernsthaftesten Gegenstände durch niedrige, ungereimte, unsittliche und oft frevelhafte Umstände entstellt werden." Aber wer in aller Welt sähe so etwas auf diesem Blatte, wenn nicht der todte Buchstabe spräche: „So ist's gemeint?"

Nach dem Eindruck, den das Blatt durch sich selbst macht, suchen wir etwas ganz Anderes darin, als eine Satyre auf schlechte Gemählde. Es ist also, nach dem, was es seyn soll, ein verunglückter Einfall. Aber als das, was es ist — ein komisches Sterbebett der Natur und der Kunst — wird man es doch zum Andenken an den Erfinder gern behalten. Man beurtheilt es wohl am richtigsten als ein Nachspiel. Mit Nachspielen nimmt man es nicht so genau, am wenigsten wenn eines zum Beschlusse des traurigen Lustspiels unsers menschlichen Lebens gegeben wird. Die Kritik ist

dann müde, und läßt sich zur Erhohlung auch einmahl in den Schlaf singen.

Züge des energischen Muthwillens gibt es hier nicht viele zu suchen. Manches sagt indessen vielleicht doch noch mehr, als bisher bemerkt worden ist. Mit dem kleinen Galgen, der so baumgerade bey'm Einstürzen der Welt steht, und der, nicht zu vergessen, den einzigen Menschen trägt, den wir auf diesem Blatte sehen, correspondirt artig genug der große Repräsentant, oder der ausgetretene Pfosten, der, so wie er da mit dem Schilde als Träger der Welt, knarrend hinsinkt, von ungefähr auch die Figur eines Galgens erhalten hat. Die ganze Welt erscheint auf diese Art in effigie gehängt. Ein toller Gedanke. Aber wenn alle Wünsche erfüllt würden, also auch Jeder gehenkt würde, den ein Andrer heimlich in die Höhe wünscht, wie viel bliebe von der Welt des Lebendigen übrig? Oder wenn, nach einer strengen Criminaljustiz, Jeder gehenkt werden sollte, wer in irgend einem Sinne ein Dieb ist, was würde das letzte Geschäft des Henkers seyn? Eine Welt, in der es nun so hergeht, kann sich einen derben Scherz in einem Nachspiele wohl gefallen lassen, vorzüglich wenn der Scherz nicht einmahl recht klar ist.

Unsere Psychologen werden bey dieser Gelegen-

heit gebethen, so bald als möglich in einer gründlichen Abhandlung ausführlich zu erklären, warum unter allen künstlichen Todesarten, selbst nach der Vorstellungsart der mitleidigsten Seelen, keine etwas Lächerliches hat, ausgenommen der Tod am Stricke, es sey am Galgenstricke, oder an einem andern.

Die Bankrottsurkunde der Natur und das Komödien- oder Tragödienbuch liegen auch wohl nicht umsonst bey einander, da in den meisten Komödien und Tragödien Plan, Ausführung, und überhaupt das Wesentliche, ohne Voraussetzung eines Bankrotts der Natur nicht Statt finden könnte. Man vergleiche auch die Nachbarschaft der Schuhbürste und des Ordensbandes.

Die rührendsten Parthien im ganzen Bilde sind das zerbrochene Palett des Künstlers selbst, und in der Mitte die große Hauptfigur, der sterbende Zeitgott. Seitdem das Palett da liegt, ist noch kein Satyrenmahler gekommen, der die Welt vergessen machen könnte, was sie an Hogarth verlor. Und wenn wir die Zeit selbst sterben sehen; welche traurige Vorbedeutung für alle Theorien von Raum und Zeit, und für den Genius der Zeit, und für das Archiv der Zeit! — Doch dieses hat ja schon wirklich, wie wir hören, das Zeitliche

mit dem Ewigen verwechselt, während die ewige Liebe, und die ewige Treue, und andre nicht minder ewige Dinge, z. B. die einzige und ewige Philosophie, unablässig das Ewige mit dem Zeitlichen verwechseln. Wer faßt diese ungeheure Verwirrung? Wo ist hier Gewinn, und wo ist Verlust? Die Begriffe des Grüblers fallen, wie die Füße eines Betrunkenen, über einander. Das alte Chaos scheint sich, wenigstens in den Köpfen der Menschen, schon wirklich zur Erbschaft zu melden; und unsere neueren Schriftsteller, denen bey diesen Aussichten in die Ewigkeit nicht wohl wird, hüten sich schon, zum Beschlusse ihrer Werke das erschütternde Wort zu schreiben, mit dem hier der Zeitgott in die Ewigkeit übergeht. Aber die Vorsicht hilft nicht Allen. Denn noch schmeckt dem Alten sein Pfeifchen; und wenn er Fidibus bedarf, greift er leider! immer begieriger nach den berühmten unter den neuesten Schriften, während er die berühmten alten, unter denen noch das treuherzige *Finis* steht, mit einem schadenfrohen Lächeln unberührt läßt.

Lichtenberg's
Erklärung
Hogarthischer
Kupferstiche.

Achte Lieferung.

Vorrede.

Die nach Lichtenberg's Tode herausgekommenen zwey Lieferungen seiner Beschreibung der Hogarthischen Kupferstiche sind so günstig aufgenommen worden, daß ich kein Bedenken tragen konnte, die noch übrigen folgen zu lassen. Ich übergebe daher dem Leser hiemit die achte Lieferung, welche aus verschiednen Theilen des Göttingischen Taschen-Kalenders abgedruckt ist. Nur einige Stellen, denen es wegen der Zerstückelung der kleinen Copien in den Kalendern an Zusammenhang, Rundung und feinen verbindenden Zügen fehlte, erforderten eine Umänderung. Die Zusätze, und die Erklärung der

letzten Platte hat man einem Verehrer Lichtenberg's zu verdanken, da sich der Gelehrte, welcher die sechste und siebente Lieferung besorgte, dieser Arbeit nicht mehr unterzog.

Göttingen im Februar 1805.

Heinrich Dietrich.

XLV.

Das Hahnen=Gefecht.

XLV.

The Cock-pit.

Das Hahnen-Gefecht.

Unter Hogarth's Werken wird dieses gemeiniglich unter dem Titel: *The cock-pit* angeführt. Cock-pits heißen eigentlich die Schauplätze für Hahnengefechte. Es sind gewöhnlich Gebäude oder bedeckte Buden, in deren Mitte auf einem runden, zuweilen mit Rasen, zuweilen aber auch gar nicht belegten Platze, der rings herum eine ganz niedrige Einfassung hat, und außer dem mit aufsteigenden Reihen von Bänken umgeben ist, die Hahnen ihre Zweykämpfe halten. Daß Hogarth, der schon 1720 als erfindender, und 1721 als satyrischer Kupferstecher auftrat, der nachher, um ein speculirendes Südsee- oder Lottogesicht zu sehen, oder eine neue Nase für seine Sammlung zu erhalten, oft ganze Reisen that, wie der erst im Jahre 1759, also fast 40 Jahre nach seiner Erscheinung über dem dortigen Horizont, darauf hat verfallen können,

ein Hahnengefecht darzustellen, das uns wenigstens ganz für des Mannes Geist gemacht schien, ja, wie der das Pferderennen ganz hat übersehen können, ist entweder den zarten, unmerklichen Nüancen zuzuschreiben, womit die Natur den menschlichen Charaktern geheime Individualität gibt, wovon die Unkenntniß nachher den Beobachter zu falschen Vorstellungen verleitet, oder auch (welches mir natürlicher scheint), dem Umstand, daß man sich nicht gern in Dinge einläßt, worüber die Erwartung des Publicums schon gespannt ist. Die gespannte Erwartung wird gewöhnlich getäuscht, weil sie die Kräfte des Ehre liebenden Schriftstellers oder Künstlers entweder lähmt oder überspannt, und wenn dieses nicht der Fall ist, so täuscht sie sich selbst. Denn Jeder, der etwas erwartet, hält leicht das Ganze für schlecht, so bald ihm bey der Erscheinung nur der kleine Zug fehlt, den er sich als nothwendig dabey gedachte. Genug, Hogarth dachte erst 1759 an die Ausführung dieses Gegenstandes, ob er gleich bereits zwölf Jahre vorher in einem schönen, ihm sehr schmeichelhaften Gedicht, zur Beleuchtung desselben, war aufgefordert worden *).

*) S. *Gentlemen's* Magazine, 1747. S. 292.

Hier geben wir unsern Lesern das ganze Hahnengefecht des Hogarth mit den zahlreichen Köpfen, deren fast jeder ein Spiegel ist, worin man die Hahnen, das uninteressanteste im ganzen Stück fechten sehen kann, wenn man Augen für solche Gegenstände hat. Es finden sich hier Taugenichts vom Adel und vom tiers-état und Taugenichts von gar keinem état, Lords mit und ohne Ordensband, Beutelschneider, Tischlergesellen, Schorsteinfeger, Gentlemen, Metzger, Postillione, Jockays, Straßenräuber und sonst Gesindel, das vom Galgen herkommt oder noch hin will u. s. w. In Jedem derselben ist wenigstens eins von Quinctilian's oratorischen Gliedern *) in Bewegung, bey Manchen sechs, acht derselben, Alles spricht, mit dem Munde oder mit den Augenbraunen oder mit der Faust oder mit dem Stock in dieser National-Versammlung; der Eine kann nicht zum Wort, der Andre nicht zum Prügeln kommen, jedoch sprechen die Meisten zugleich, schlechterdings so sehr gegen alle Regeln, daß selbst der politische Frauen-

---

*) Sie sind: Manus, oculi, supercilium, genae, nares, labia, dentes, cervix, humeri, brachia, wozu noch rubor, pallor und lachrymae kommen.

zimmer-Club in London jetzt festgesetzt haben soll, daß niemahls, und auch das nur bey wichtigen Angelegenheiten, mehr als drey Personen zu gleicher Zeit reden sollten. —

Ehe wir zur Erklärung der einzelnen Figuren kommen, wollen wir einige Bemerkungen über die Hahnen vorausschicken. Es ist unglaublich, mit welcher Sorgfalt diese Thiere erzogen werden, oft sorgfältiger, wenn man etwa ein Bißchen alte Literatur abrechnet, als mancher junge Lord; ja verschiedene Regeln, die man bey ihrer Erziehung beobachtet, scheinen sogar wörtlich aus dem Plutarch de puerorum educatione, aus der Kinderstube des ersten Volks der Welt in's Hühnerhaus übergetragen worden zu seyn. Um einen unüberwindlichen Streithahn zu ziehen, fängt man mit der Wahl der Mutter an. Man hat das Sprichwort, wenn die Mutter tüchtig sey, so fände sich der Vater selbst zu einem Achilles auf jedem Misthaufen. Die Mutter muß von einer guten, derben Brut seyn, das ist, groß und stark, zumahl nach hinten zu, damit sie große Eyer legen kann, ferner entweder schwarz, braun oder gefleckt, doch ziehen einige die gelben vor. Hat sie eine Holle auf dem Kopf, desto besser; die verräth Herz, auch wenn sie Spornen

hat, so ist es ein gutes Zeichen. Sie muß nicht zahm und nachgiebig seyn, kein Unrecht von andern Hennen ohne Rache über sich ergehen lassen. Diese Regel bey der Wahl der Mutter wollen wir dem Hühnerstall lassen. Die beste Zeit zum Brüten ist vom Ende Februars bis zu Ende des März. Während die Henne sitzt, muß sie nicht gestört werden, die besten Speisen nahe bey sich haben, und täglich frisches Wasser bekommen sich zu waschen und zu putzen. Die Hühnchen läßt man so lange beysammen, bis sie sich anfangen einander zu jagen und zu beißen, alsdann thut man die Hahnen, die man für den Schauplatz erziehen will, allein, schneidet ihnen die Kämme ab, und gibt jedem seinen eignen Spatzierplatz, und eine gedielte Fußstelle, damit er sich den Schnabel nicht verdirbt. Nie muß er mehr als drey Hennen um sich haben. Mehrere benehmen ihm zwar den Muth nicht, aber die Stärke. Man wählt sie nach folgender Vorschrift aus. Weder die gar großen noch die kleinen taugen was. Der Kopf muß klein seyn, die Augen hingegen groß und lebhaft, der Schnabel stark und an der Wurzel etwas gebogen, und seine Farbe der Hauptfarbe der Federn, diese sey nun gelb, röthlich oder grau, gleich seyn. Vorzüglich muß das

Bein stark seyn, und ebenfalls die Hauptfarbe der Federn haben. Die Spornen müssen rauh, lang und wenig gekrümmt und etwas nach innen gekehrt seyn. Ein scharlachrother Kragen um den Hals bedeutet Fülle von Kraft und Muth, so wie auch der aufrechte freye Gang und das os sublime eben dieses andeuten. Ist er nun gut gewählt, so werden ihm die Mähnen vom Kopf bis an die Schultern hart an der Haut abgestumpft, so auch die Schwanzfedern und alle Federn des Hintertheils, der alsdann sehr roth erscheinen muß. Auch die Flügel werden rundlich gestümpft, doch so, daß man jede einzelne Feder schräg und spitz zulaufend schneidet, damit sie den Augen des Gegners gefährlich werden.

Auf das Füttern vor dem Treffen kömmt sehr viel an. Man gibt ihnen alsdann gemeiniglich schon zehn Tage vorher mit unter geröstetes Brot, das in Ale getunkt wird. Zum Gefechte selbst wird er zuweilen mit scharfen und langen Spornen versehen, so ist alsdann der Athlet fertig.

Wenn wir nicht gefürchtet hätten die Geduld der Leser zu ermüden, so hätte die Zahl dieser Regeln noch sehr vermehrt werden können. Es ist kaum zu glauben, wie scharfsichtig die Gewinnsucht ist, Dinge in der Ökonomie der Thiere zu entde-

cken, die der erfahrenste Naturforscher übersehen haben würde. Daß indessen dieses grausame Spiel einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Federviehzucht dieser Nation gehabt hat, so wie die Zucht des sonst unnützen Rennpferdes auf die ganze Pferdezucht, ist uns sehr wahrscheinlich. —

Von dem Gefechte selbst sage ich nichts, als was vielleicht nöthig ist, die kleine hier abgebildete Gesellschaft bey dem Leser gleich vorläufig zu empfehlen, nähmlich: daß dieses Spiel eben der Grausamkeiten wegen, die dabey vorgehen, von dem besten Theil der Nation in allen Ständen verabscheuet wird, und daß nur das Kehricht und der Auswurf des Volks *) Vergnügen daran findet. Dem siedenden Blute junger menschlicher Streithähnchen vergibt man auf Rechnung künftiger Besserung so etwas noch, allein es ist honorabler einmahl in einer Gesellschaft einen Flor und einen Taschenpuffer, die Insignien der Straßenräuberey, mit dem Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen, als bey gewissen Jahren an diesem Schauspiel Vergnügen

*) Ein anonymer Erklärer einiger Kupferstiche des Hogarth nennt sie: the very tag-rag and bobtail of the creation.

zu finden *). In der Erklärung des Blattes werden wir nunmehr kurz seyn können, das Meiste erklärt sich nach dieser Vorrede von selbst.

Die langseitige Figur, in der Mitte der Scene, ist das Porträt von Lord Albermale Bertie, gemeiniglich der blinde Lord Bertie genannt. Sehr blind kann er nicht gewesen seyn, weil er gemeiniglich überall war, wo es etwas dieser Art zu sehen gab. Bey'm Marsch nach Finchley befindet er sich auch als Zuschauer bey dem Boxen im Hintergrunde. Hier ist er nun gar der Präsident der Versammlung. Vor sich hat er seinen Hut voll Banknoten liegen, nach welchen fünf Hände unter dem Gesetz des Spiels greifen, eine sechste aber, die dem Diebe zugehört, sucht ihm eine zu stehlen. Die ängstliche Schlauigkeit, womit derselbe das Auge des blinden Lords beobachtet, ist vor=

*) Tyers in seiner historical rhapsody of Mr. *Pope* sagt, daß dieser nachher so sanftmüthige Mann in seiner ersten Jugend ein solches Vergnügen an diesem Gefechte gefunden, daß er auf der Schule alles sein Bißchen Taschengeld aufgespart hätte, um sich Streithahnen zu kaufen. Daß aber seine vortreffliche Mutter die Geschicklichkeit besessen hätte, ihn nach und nach ganz davon abzubringen.

trefflich ausgedrückt. Rechts über den Präsidenten, neben dem Mohrengesicht mit dem Bordenhut, drängt sich ein Fleischer zu; ein anderer, krötenförmig aufgedunsener Metzger biethet eine Hand mit Geld dar. Alle wetten mit dem Präsidenten, der Dieb ausgenommen, der einen kürzern Weg zu den Banknoten einschlägt.

Der Mann mit dem Hörrohr ist ein ausdrucksvoller, vortrefflicher Kopf, und unstreitig einer der besten in Hogarth's Werken. So weit gespalten dieser Mund ist, so sehr scheint die Natur für ein mächtiges Schloß davor gesorgt zu haben, oder eigentlich ein Ventil, das zwar Porter- und Rinderbraten reichlich ein-, aber nur die nöthigsten Geschäftsworte in Abbreviaturen heraus läßt. Um die Augen und selbst den zahnlosen Mund scheint mir ein Geist zu schweben, durch den man wie durch Nebel noch erkennt, was für ein Vogel der Alte in seiner Jugend war. Physische Taubheit und moralische Stummheit sind durch das Ganze ausgedrückt. In der andern Hand hält er eine Krücke. Wenn man seinen Nachbar schreyen sieht, so fühlt man sich fast geneigt seine eigene Ohren zuzuhalten. Was das ist, was er da in's Hörrohr ruft, weiß ich nicht; Geheimnisse scheinen es nicht zu seyn.

Unter dem Alten ist ein ebenfalls sehr verschlossener Hahnenheger (cock-feeder), der ganz nahe vor der blutigen Scene sitzt, und mit einer Ruhe darauf hinsieht, als wäre es ein Billard. Vor sich hat er einen Sack, aus welchem ein Hahnenkopf hervorguckt. Der Mensch hinter ihm scheint ein Schorsteinfeger zu seyn, er ist zu arm um mit zu wetten, sondern bloß hier um des entzückenden Anblicks zu genießen, wenn sich ein Paar Thiere den Bauch aufreißen. Kinder, die etwas vom Teufel gehört haben, stellen sich ihn als einen Schorsteinfeger vor; bey diesem hier möchte der Teufel auch wohl manchem gesetzten Manne einfallen.

Zwischen dem tauben Alten und dem Fleischer ist Einer in einem fürchterlichen Niesen begriffen, das ihm der Schnupftabak eines über ihm stehenden Franzosen verursacht, der eine Prise nimmt. Bey seinem Nachbar zeigt das mit Hufeisen besetzte Bandelier, daß es ein Schweinschneider ist. Er kehrt der Scene den Rücken zu, und wettet rückwärts, weil die Verrichtung, worin er gegen die Lehne der obersten Bank zu begriffen ist, nicht verstattet der saubern Gesellschaft jetzt die andere Seite zu zeigen.

Der Kleine mit St. Evremond's Kopf.

zierde, und der nicht ganz nüchternen Miene registrirt Wetten; der Andre aber, der mit der Rechten auf eine Münze weiset, ist wiederum ein Fleischer. Wem bekannt ist, daß in England bey Criminal-Gerichten die Fleischer in keine Jury aufgenommen werden, sieht leicht ein, warum sie Hogarth hier so vorzüglich aufgenommen hat.

Zur Linken des Lords erscheinen drey Personen, wovon die letztere eine kleine Trompete an der Seite im Gürtel stecken hat, und wohl ein Porteur einer Morning-post seyn mag. Sie sind Alle noch mit dem blinden Lord en rapport.

Merkwürdig ist der Ritter von St. Louis mit dem Kreutz und der Dose, die den unter ihm Stehenden niesen macht. Er scheint sich mehr aus weibischer Affection, als wahrem Gefühl von der blutigen Scene weg zu wenden, und etwas, nicht aus innerer Überzeugung, sondern weil es ihn artig dünkt, von quelles bêtes! nicht zu brummen, sondern zu winseln. Indessen soll der große Haarbeutel, und die Art von Nase, die gerade da aufgeblasen scheint, wo sie nicht hohl ist, und der noeud d'amour unter dem Kinne, so wie der Schnupftabak den Franzosen hauptsächlich andeuten.

Was für ein Donnerschlag mag nicht die Fran-

zösische Revolution für die englischen Farcen-Pantomimen- und Balladenschreiber und Carricatur-Sudler gewesen seyn. Spott über ein braves Volk, das sich seiner Haut wehrt, es sey Freund oder Feind, macht in England kein Glück. Es müßte denn der Streit mit einem Muth geführt werden, der hier und da den Neid erwecken könnte, daher kam es vielleicht, daß kürzlich noch (im July 1790) ein Advocat in King's Bench mit nicht üblem Erfolg Frankreich das Land der gebratnen Frösche und Soupe maigre nannte, und so mit der Milch und dem Honig (roast-beef und plumb-pudding) Englands verglich.

Was der Nachbar des Franzosen, mit dem Helme auf dem Kopf, eigentlich vorstellen soll, weiß ich nicht. Einer der Erklärer nennt ihn bloß an odd phiz, das wohl von mehr Köpfen dieses Blattes gilt.

Unter den Zuschauern zur Linken des Lords verdient der Kerl bemerkt zu werden, der den Hut tief in's Gesicht gedrückt hat. Es ist ein lumpiger Hund, der mit der Linken entweder die schottische Fiedel *) streicht, oder vielleicht selbst im Kampfe

*) Die Krätze.

mit blutdürstigen Thieren einer andern Classe beschäftigt ist.

An der Lehne der obersten Bank sieht man wieder einen kleinen Kaminteufel, der damahls allgemein bekannt war. Auf der Schulter hat er den Kehrbesen, und in der Linken eine Tabatiere oder Bonboniere, aus der er mit vieler Grazie eine Prise nimmt: ein seltsames Geschäft für einen englischen Schorsteinfeger. Vielleicht ist es doch Spott über den Marquis, aber wie kömmt der Junge zur Dose?

Hinter der obersten Bank steht das unbefangenste Geschöpf im ganzen Hause, das sich eine Pfeife anzündet: also vielleicht der Beschließer.

Sehr interessant ist das Ordensband, das man in der Mitte der zusammen gedrängten Gruppe erblickt. Der anonymische Erklärer nennt ihn schlechtweg his Grace of B — His Grace! also ein Herzog. Er sitzt hart neben dem schottischen Fiedler, und der eben genannte Erklärer hofft, his Graee werden seiner Familie ein kleines Andenken aus der feinen Gesellschaft mitbringen. Ihre Durchlaucht scheinen mit Dero eignen Krallen dem Hahne zeigen zu wollen, wie er die seinigen halten soll.

Ihm zur Rechten wirbelt Einer die Daumen mit

der gespanntesten Aufmerksamkeit, und visirt Stöße für seinen Hahn ab, und späht schwache Seiten des Gegners aus. Wie leicht den Hahnen der Sieg werden müßte, wenn sie die Augen und Hände der Zuschauer mit allen dazu gehörigen Theorien nur einen Augenblick hätten, oder nur Zeit den Unterricht anzuhören.

Die zwey gegen einander gedrängten Herren, von denen der Eine seine Perrücke verliert, scheinen eben nicht einander im Herzen übel zu wollen oder im Streit zu seyn, so gefährlich es auch aussieht; es ist bloß die Gravitation des Obern, welcher der Untere mit seiner Perrücke zufälliger Weise in den Weg gekommen ist. Gegen solche ewige Gesetze der Natur läßt sich mit Grunde nichts einwenden. Jedoch wenn man der Ursache dieser ganzen Verwirrung nachspürt, so findet man sie oben in dem Tölpel von Tischlergesellen; der Kerl stürzt sich nähmlich mit einer Art von Hobel-Ausfall sehr ungehobelt auf die Schultern des Herzogs, wobey ihm der Maßstab aus der Hosentasche tritt *); der Her-

*) Der englische Erklärer sagt gar: His grace is borne down by this *blackguard heavy brute*, whose *paw* unmercifully mauls the titled ribband.

zog, um nicht selbst das Gleichgewicht zu verlieren, stützt sich nun auf den, der unter ihm sitzt, und dieser wieder auf seinen untern Nachbar, worüber denn freylich der letzte endlich die Perrücke verliert. Der Kerl endlich in der Ecke ist im höchsten Eifer und hilft, wie man sieht, mit aufgehobener Hand dem Hahne fechten, der auf seiner Seite streitet.

Unten befindet sich noch ein neutes Stübchen von Jockeys und Spitzbuben. Der Erste zur Rechten ist Einer von denen, deren Prügel nicht zur Sprache kommen können. Neben ihm erblickt man einen Spitzbuben mit einem Galgen von Kreide auf dem Rock. Wäre es in England Gebrauch Galgen auf den Rücken zu brennen, so hätte Hogarth den gemalten Galgen sparen können, denn wirklich öffnet der Rock des Kerls hinten beyde Flügel zum freyen Anblick eines eingebrannten.

Ihm zur Linken ist ein Betrunkener, der seine Börse beäugt oder wiegt. Sein schlauer Nachbar, der bemerkt, daß weder Auge noch Wage sonderlich scharf mehr sind, sucht sie mit seinem Hakenstock dem erstern ganz zu entziehen, oder ihr für die letztere mehr Gewicht zu geben, bis sie in seine eigne Tasche sinkt.

An jeder Seite des eigentlichen Kampfplatzes

sieht man einen Fuß hervorstehen, diese gehören den beyden Hahnenfütterern, denn diese haben allein nächst den Hahnen selbst, das Recht diese heilige Stelle zu betreten. Geld kann man übrigens darauf werfen, so viel man will.

Noch sieht man aber hier die Silhouette eines Kerls darauf fallen, der eine Taschenuhr in der Hand hält. Hiermit hat es folgende Bewandtniß. Wenn bey diesem Spiel Jemand über Vermögen wettet, und nicht bezahlen kann, so wird er in einen Korb gesetzt und oben an die Decke des Schauplatzes gezogen, dieses geschah nun hier, und gerade kam der Korb mit einem solchen Hahne darin unter eine Öffnung zu hängen, durch welche die Sonne auf den Kampfplatz scheint. Den Schatten der Uhr sieht man, weil er vermuthlich mit seinen Creditoren oben an der Decke herab accordirt, und seine Uhr anbiethet. Der Einfall lächerliche Auftritte, die man nicht Raum hat selbst zu zeigen, noch im Schatten darzustellen, ist drollig genug, und Hogarth macht davon auch an andern Orten Gebrauch. Allein, da man hier bey einer solchen Höhe nicht allein die Physiognomie des Kerls, sondern auch noch sogar den Schatten des Uhrschlüssels deutlich erkennt: so hat wohl der gute Mann

hier so wenig an die Theorie des Halbschattens gedacht, als an einer andern Stelle seines Werks *) an die Gesetze der Hydrostatik.

Im Hintergrunde hängt das Porträt eines gewissen sehr häßlichen Weibes Nan Rawlins, vulgo Nan Deptford, alias Herzoginn von Deptford genannt, die ein besondres Vergnügen an Streithahnen (aus dem Hühnergeschlecht nähmlich), gefunden, auch Viele selbst gezogen haben soll.

Oben von der Galerie sieht noch ein ganz respectabler Bullenbeißer mit vieler Aufmerksamkeit, und so ganz unbefangen zu, als wenn er unter seines Gleichen wäre; auch sticht wirklich sein Gesicht von einigen seiner Nachbarn nicht sehr stark ab.

Noch muß ich eines völlig Blinden Erwähnung thun, der auf der obersten Bank den Verlust seiner Augen hier doppelt zu empfinden scheint, und mit aufgehobenen Händen beklagt.

Zusätze.

Die Anordnung dieses Blattes, die Zeichnung und Stellung der Figuren, der Ausdruck der Ge-

*) Bey'm Thor von Calais.

sichter, der Effect des Ganzen sind meisterhaft. Hogarth hat darin in seiner Art, die Regeln der Eurythmie eben so genau beobachtet, als Leonardo da Vinci im Abendmahl und Raphael in den Lehrern der Kirche.

Angemessen dem edlen Spiel figurirt Lord Albermale Bertie in der Mitte; ihm zur Seite entspricht der Dieb mit dem Querblick, worin die Natur das Physische mit dem Moralischen in Harmonie gesetzt und also die Forderung der Physiognomen erfüllt hat, dem Fleischer zur Rechten, der offen zu Werke geht, und die Summe zur Wette genau vorzeigt. Selbst das schäckige Mancherley zu beyden Seiten, vereinigt sich zu einem harmonischen Ganzen. Der Schorsteinfeger macht mit dem Marquis, der den Anblick der Hahnen nicht ertragen kann und die Sauvages verdammt, einen schönen Contrast; der Herzog vergißt die Last von Oben, um dem Zauber zu gehorchen, der seine Augen auf die Hahnen heftet; sein Nachbar wirbelt die Daumen mit schlapper Hoffnung und fühlt jeden Stoß, den sein Streithahn empfängt, und der Veteran endlich, mit dem Hahn im Sacke, wartet in stolzem Vertrauen auf seinen Kennerblick, das ihm längst gewisse Ende des Spiels ab. Doch

das ganze Blatt spricht für sich selbst, und man könnte uns mit Recht einer Verwegenheit zeihen, daß wir die erschöpfende Lichtenbergische Erklärung noch mit einem Commentar begleiten wollen. Also nur einige Bemerkungen, welche uns die englischen Erklärer darbiethen.

Als theatralische Decorationen prangen im Hintergrunde das königliche Wapen und ein Bildniß von *Nan Rawlins* oder der Herzoginn von Deptford. Sie hielt sich, wie Nichols bemerkt (Biographical Anecdot. of Hogarth p. 296.), oft zu Newmarket, wo wahrscheinlich auch dieses Hahnengefecht gefeyert wird, vorzüglich aber zu Northampton auf, wo sie sich in Männergesellschaften die Zeit vertrieb.

Der anonymische Erklärer (S. 8.) und Herr Ireland (T. II. p. 420.) wundern sich, daß Hogarth diese schöne Gelegenheit versäumt habe, Popen, dem er seit vielen Jahren eben nicht wohlwollte und der das Hahnengefecht in seiner frühen Jugend ausschweifend liebte, hier anzubringen. Die Feindschaft gegen Pope hatte in Hogarth's Familienverhältniß ihren Grund. Pope war ein Freund von Lord Burlington, dieser ein Gönner von Kent, Kent der Nebenbuhler von James Thornhill, und Thornhill der Schwie-

gervater von Hogarth. Auf drey Kupfern hat er daher jenen Dichter verewigt. Auf einem kleinen, im Jahr 1732 verfertigten Blatte sieht man ihn, wie er den Eingang des Burlingtonischen Hauses anstreicht, und im Feuereifer seiner Arbeit den vorbeyrollenden Wagen des Herzogs von Chandos, den er in einem Gedicht angegriffen hatte, besudelt. Auf einem andern bestiehlt er die Taschen von Gay (S. Nichols, a. a. O. S. 17) oder wie Ireland richtiger vermuthet, von Arbuthnot. Dieser war nähmlich so nachlässig und um seinen Nachruhm so wenig bekümmert, daß er Popen viele Manuscripte lieh, welche dieser mit großer Bescheidenheit unter seinem Nahmen an's Licht förderte.

Am untern Rande des Kupferstichs sieht man ein Oval mit einem Streithuhn, und den Worten Royal Sport und Pit ticket. Man könnte aber gegenwärtig eher in Ostindien als in England das Hahnengefecht eine königliche Kurzweil nennen, denn auf einem, von Zoffani nach der Natur copirten Gemählde, erblickt man den Nabob von Oude mit dem Gepränge seiner, in kostbare Staatskleider gehüllten, Hofleute, welche ein Hahnengefecht anschauen. Die Gewinnsucht und Atrocität

des indischen Souverains, seines Bruders und ihrer Hofleute ist darin eben so meisterhaft ausgedrückt, als in den Zügen unserer Zuschauer zu Newmarket.

Herr Ireland ergreift die Gelegenheit, welche ihm dieß Blatt darbiethet, einige historische Nachrichten von dem Hahnengefecht mitzutheilen, welche einem Thomas Hearne, wie er sagt, Stoff zu einer citatenreichen Abhandlung uber diesen wichtigen Gegenstand geben können. Diesem Geschäft hat sich aber bereits Pegge unterzogen, dessen Arbeit auch unter uns bekannt geworden ist *). Vielleicht werden einige historische Notizen über die Hahnengefechte unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

Solon soll zuerst, zu Athen, öffentliche Hahnengefechte gehalten haben; allein diese Nachricht beruht auf einer Sage des Lucian, welche auf keinen hohen Grad der Zuverlässigkeit Anspruch machen kann. Wichtiger ist die Erzählung des Älian, oder des Verfassers der ihm beygelegten mannig-

*) S. A memoir on Cock-fighting, im dritten Bande der *Archaeologia*, S. 132 und Beckmann's Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, Th. V. St. 3. S. 446 ꝛc.

faltigen Geschichten *), daß sie zu Athen auf Befehl des Themistokles veranstaltet sind.

Vielleicht waren die Hahnengefechte bereits früher in Sicilien bekannt, da Pindar (Olymp XII. 19) den Ergoteles, welcher sich, vertrieben aus Creta, zu Himera hervorthat, mit einem Hahn vergleicht, dessen Ruhm der Vergessenheit Preis gegeben wäre, hätte er nur in dem engen Bezirk seines Hofes gefochten. Es ist merkwürdig, daß die Münzen von Himera einen Hahn führen, der vielleicht auf die daselbst gehaltenen Hahnenkämpfe zielt, wiewohl Eckhel (Doctrina nummor. P. I p. 211) eine etymologische Erklärung vorzieht.

Hähne, als Bilder der Tapferkeit und Wachsamkeit, kommen auf Gemmen und Münzen zuweilen vor. Auch sind sie ein Bild des Morgens; daher ein griechischer Künstler einen Hahn auf der Hand des Apollo dargestellt hat; und des Muths,

*) Es ist zweifelhaft, ob der Verfasser der mannigfaltigen Geschichten, auch der Verfasser des Buches über die Thiere sey. Der Styl scheint mir dagegen. Meinem Urtheil nach sind die mannigfaltigen Geschichten in einem reinern attischen Styl als das mährchenreiche Buch über die Natur der Thiere geschrieben.

da der Schild des Idomeneus mit einem Hahn verziert war. (*Plutarch.* de Pyth. Orac. *Pausan.* Lib. V. 25 p. 444.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Griechen die Hähne, und vielleicht auch die Hahnenkämpfe zuerst von den Persern erhalten haben. Sie nennen den Hahn den persischen Vogel, z. B. Aristophanes (Aves 484, 707), oder schlechthin, wie Cratinos (bey'm Athen. p. 374) den persischen Hahn.

Gleichend dem persischen Hahn,
Wenn er mit lautem Gekräh
Euch jegliche Stunde verkündet.

Büffon glaubte, daß der Goldfasan der Stammvater der Hähne sey, allein man findet ihn noch gegenwärtig wild in Ostindien, vorzüglich in Ceylon und den malabarischen Wäldern. Sonnerat entdeckte einen wilden Hahn zu Trinquemalay, und Degrandpre im Jahr 1789 einen andern in dem Garten des Herrn Caseneuve zu Pondichery. Es war ein prächtiges Thier, dessen sämmtliche Federn mit goldglänzenden Tropfen schimmerten. (Voyage dans l'Inde T. I. p. 86.) Vielleicht wurden die Hahnenkämpfe in Ostindien, wo sie noch heut zu Tage unter den Malaien auf Sumatra und Ceylon sehr beliebt sind, und oft

schreckliche Folgen nach sich ziehen, seit den frühesten Zeiten gehalten.

Wir überlassen es Andern, welche mit antiquarischen Raritäten genauer bekannt sind, die Geschichte der Hahnenkämpfe weiter zu verfolgen, und bemerken nur, daß die Römer sie wahrscheinlich von den Griechen, so wie die Engländer von den Römern bekommen haben. Nach Pegge. ist William Fitz Stephen der erste, der ihrer in England gedenkt. Er lebte unter Heinrich II., schrieb eine Geschichte von London, und starb im Jahr 1191. Nach und nach hielten sich sogar mehrere Schriftsteller für berufen, die Vorschriften zum Hahnenkampf zu sammeln und systematisch zu ordnen Das erste Werk darüber erschien, wie Herr Ireland bemerkt, am Ende eines Buches, das den Titel The Compleat Gamester führt, im Jahr 1674 Die Überschrift lautet: The Artes and Mysteries of Riding, Racing, Archery and Cock-fighting Printed by A. M. for R Curtler, and to be sold by Henry Brome, at the Gun, at the West End of St. Pauls. Der Kupferstich auf dem Titel ist höchst seltsam. Er ist in fünf Felder getheilt, von denen eins einen Platz mit kämpfenden Hahnen darstellt, welche aber eher Änten gleichen. Die Zuschauer

mit runden Hüten und ernster Miene haben mit den Quäkern viel Ähnlichkeit. Aus dem 38 Capitel sieht man, in welcher Achtung der Hahnenkampf damahls stand. „Der Hahnenkampf," sagt der Verfasser, „ist ein so entzückendes und belustigendes Schauspiel, daß ich keines kenne, das ihm an die Seite gesetzt werden könnte, und da es vorzüglich bey dem niedern Adel (gentry) so sehr in Achtung steht, so muß ich von ihm umständlicher als allen übrigen Spielen reden, und einige gute Lehren geben, ob ich gleich ein Laie bin, und mich dem entscheidenden Ausspruch der Kenner gern und unbedingt unterwerfen will." Nun folgen die versprochenen Vorschriften, welche fast sämmtlich mit denjenigen übereintreffen, welche Lichtenberg am Anfang der Erklärung dieses Blattes geliefert hat.

XLVI.

Das Thor von Calais.

Oder:

Der englische Rinderbraten.

XLVI.

Roast beef at the Gate of Calais.

Das Thor von Calais oder der englische Rinderbraten.

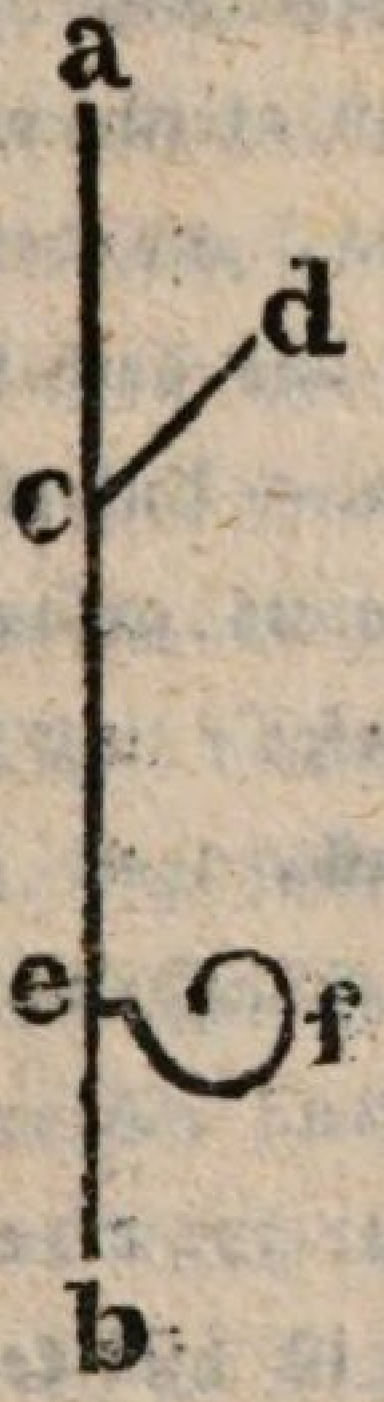
Dieses ist das berüchtigte Blatt, wozu Hogarth die Ideen an dem Thore von Calais selbst sammelte, und, wie wir bereits angemerkt haben *), schier über der Ideen-Jagd aufgeknüpft worden wäre. Man hielt ihn für einen Spion, der die Festungswerke copirte. Wäre der Aachener Frieden nicht eben geschlossen, sagte ihm der Commandant von Calais ganz treuherzig heraus, so ließe ich Sie am Walle aufhängen. Diese Art von Behandlung, verbunden mit dem innersten Bewußtseyn seiner Unschuld, eine gänzliche Unbekanntschaft mit den

*) Im Kalender vom Jahr 1785, 2te Auflage. — Diese einzelnen biographischen Nachrichten von Hogarth werden am Schluß dieser Lieferungen zusammengestellt werden.

Wegen dieser Justiz, und sein dabey ohnehin tödtlicher Haß gegen Alles, was Französisch ist, hat ihn nachher zu Excessen in seinen Schilderungen der Franzosen verleitet, wodurch gegenwärtiges Stück, obgleich John Bulls Lieblingsblatt, zur Carricatur ward, die die strenge Vernunft nicht billigen, aber auch nicht ohne herzliches Lächeln betrachten kann. Allein dem Engländer geht es auf dem Pariser Theater nicht besser. Man bewundert sich wechselsweise heimlich und belächelt sich öffentlich. Der beste Theil beyder Nationen sieht diesem Spiel nicht ohne Vergnügen zu, und der Commerztractat leidet darunter nicht.

Zur Linken des Thors hat sich Hogarth, mit der Schreibtafel in der Hand, zeichnend vorgestellt. Ein Sergeant von der Wache arretirt ihn. Von diesem Manne sieht man bloß die Spitze des Spontons, und die rechte Hand auf Hogarth's Schulter. Also bloß seine Vollmacht und seine Kraft, und mehr braucht man auch von einem Sergeanten bey dieser Scene nicht zu sehen. Dieses erinnert auch an einen Einfall Hogarth's, den er seinen Freunden einmahl als ein Räthsel vortrug: nähmlich einen Sergeanten, der zum Thor hinaus ginge, mit seinem Windhund hinter sich drein, mit 3 Stri-

chen zu zeichnen. Die Auflösung besteht in folgenden 3 Strichen: ab, cd u. ef. ab ist das Thor im



Profil, cd die Pique des Sergeanten auf der Schulter und ef der Schwanz des Windhundes, der, so wie sein Herr, schon durch das Thor ist. — Wer noch im mindesten an der Wichtigkeit der Insignien bey Processionen zweifelt, der sehe diese Procession an.

Nun, nach dieser Einleitung, zur Erklärung des Blattes selbst: Nach Hogarth's Vorstellung, die sich, zumahl was den sogenannten natürlichen Feind (the natural ennemy) die Franzosen betrifft, nie über die Vorstellung der Classe von

Menschen erhob, die man in England John Bull nennt, ist Frankreich das Land, worin es nichts zu essen gibt, als gebratene Frösche, Wassersuppen und Salat. Ob man gleich von englischen Rinderbraten hier und da, als dem höchsten Gute, geträumet hat: so ist das doch für die meisten bloße Musik der Sphären. — Auf ein Mahl wird ein solcher Braten zu Calais gelandet, und zwar einer der edelsten. Dieses, und das wollüstige Staunen, das er überall, nebst dem Unheil, das er, zumahl unter den Wassersuppen anrichtet, ist der Inhalt dieses Blattes.

Ich sagte: einer der edelsten Braten werde hier gelandet Edel ist hier kein Flickwort, sondern mit großem Bedacht gewählt. Ich hätte sagen sollen: ein adelicher Rinderbraten, oder ein Rinderbraten von Adel werde gelandet. — Dieses erfordert eine umständliche und bestimmte Erklärung, damit, wenn künftig ein Streit mit irgend einer Familie deßwegen entstehen sollte, ich wenigstens sagen könne: ich habe meine Hände in Unschuld gewaschen. An Satyre ist ohnehin bey einer so ernsthaften Sache gar nicht zu gedenken.

In England gibt es nähmlich Rinderbraten, die, und zwar im strengsten Verstand, geadelt sind.

Alle sind es nicht, denn sonst wäre es kein Adel, sondern nahmentlich ist es das Stück zu beyden Seiten des Rückens, worin die Nieren sitzen. Alle übrigen sind unadelich und wahre Canaille, werden aber dessen ungeachtet, nicht selten mit vieler Herablassung, von den Großen ebenfalls gespeist. Ein König nähmlich, der dieses Stück (Loin) sehr liebte, schwenkte einmahl in einem Anfall von gesundem Appetit und muthwilliger Laune sein Schwert über einen solchen Braten, und schlug ihn förmlich zum Ritter, und seit der Zeit heißt er nicht mehr Loin of beef, sondern Sir Loin of beef. — Daß ein bloßes Stück von einem Ochsen einen solchen Rang erhält, ist allerdings seltsam; von ganzen hingegen finden wir Beyspiele überall *).

In der Mitte des Blatts, also gerade an der Stelle, wozu ihm sein hoher Rang ein unbezweifeltes Recht gibt, erscheint der eben gelandete Sir Loin, und zwar ist er, wie mehrere von diesem Stand und dieser Organisation, die nach Frankreich reisen, an eine Dame adressirt, nähmlich an

*) Von dem religiösen Respect, den sich der Kuhschwanz in Indien verschafft hat, ist hier so wenig die Rede, als von dem philantropischen des Farrenschwanzes in Europa.

Madame Grandsire zu Calais, die ihm vermuthlich seine Rohheit benehmen, und für seine fernere Bildung die nöthige Sorge tragen wird. Der Koch der Madame Grandsire ist auch wirklich bereits beschäftigt, den Fremdling durch das Stadtthor nach Hause zu tragen, wenn er je so weit kömmt. Denn der gute Mann, der kaum den zehnten Theil von dem Fleisch, das auf seinen Armen ruht, am Leibe hat, scheint unter der Last zu brechen. Anstrengung und Furcht blicken aus seinen Augen, Schweiß scheint von seinen Haaren zu triefen, und, wo ich nicht irre, etwas Schnupftabakslauge von der Nase. Bey einem ungeheuern Haarbeutel trägt er eine Nachtmütze, und dabey seidene Strümpfe, über den Knien gewickelt, mit großen Zwickeln. Die ganze Stellung des armen Teufels zeigt durchaus, was ein englischer Braten vermag, wenn er mit Wassersuppen, Salat und gebratnen Fröschen, oder ein englischer Ritter, wenn er mit einem Monsieur in Collision kommt.

Ein Franciscaner, der gerade daher kömmt, untersucht mit Apicischem Genuß seiner eignen Vorstellung, den Adel des neugelandeten (also Ahnenprobe), und zwar (unnachahmlich schön) nicht mit dem Zeigefinger, denn dieser wird bey

seinen mannigfaltigen Diensten zu früh stumpf für Verrichtungen, die das feinste Gefühl erfordern, sondern mit dem dritten und vierten Finger. Meiner Meinung nach hätte es der vierte allein seyn müssen, denn dieser, zumahl an der linken Hand, (und dieser bedient sich auch der Mönch), hat wirklich etwas Unbegreifliches, das Jedermann aber sogleich bemerken wird, der sich die Mühe nehmen will an den vierten Finger seiner linken Hand zu denken, vorausgesetzt, daß man nicht links ist, und der Finger selbst nicht zu stark von einem Trauring gedrückt wird. Dieses Unbeschreibliche ist es auch vermuthlich, was gerade diesem Finger die auf die tiefste Mystik sich gründende Ehre zugezogen hat, seinen übrigen 9 Brüdern zum Trotz den Trauring zu tragen.

Das unnachahmliche Gesicht des Mönchs bedarf keiner Erklärung, man bekömmt selbst Appetit nach Ochsenfleisch, wenn man es ansieht. Der einzelne Zahn in dem schlappen Mund ist von großer Bedeutung, so auch die gemästete Hand, die auf den Ballon hinweis't, der allein schon den ganzen Sir Loin aufnehmen könnte. Wer die magern Menschen auf diesem Blatt, mit dem gemästeten Franciscaner vergleichen will, dem müssen

nothwendig die vertrockneten Fliegen in dem Netz der Kreuzspinne einfallen, mit dem Kreuz in der Mitte, das die Fliegen vertrocknet hat.

Hier landet also ein Engländer echter Brut bey dem Thore zu Calais, und ein Franciscaner spricht ihn um eine Beysteuer an. Ach! vergib mir, daß ich deiner hier gedenke, armer Yorik. Welch eine Landung, verglichen mit der Deinigen an eben dem Thore, und welch ein Franciscaner neben den Deinigen gestellt, der dich ebenfalls ansprach! Hier bespricht sich geistliches mit weltlichem Rindfleisch, das zusammen genommen sehr viel mehr auf der Fleischwage wiegt, als Du und Dein armer Lorenzo und die Güter dieser Welt in deinem verewigten Mantelsack oben drein. Aber tröste dich deßwegen, vortreffliches Paar: eure Herzen schmelzende und Seelen erhebende Unterredungen, werden dereinst desto vollwichtiger gefunden werden, auf der Wage, auf welcher dieser Centner schwere geschorne Müßiggänger nicht mehr wiegen wird als Rinderbraten, und ein Marienbildchen so wenig als eine Coeur-Dame.

Nach dieser kurzen Apostrophe fahren wir in der Erklärung fort.

Das Gesicht unsers Lorenzo hier ist äußerst

merkwürdig. Es ist nähmlich ein Porträt. Und von Wem? Von niemand Geringerem als dem berühmten Kupferstecher Pine, dem wir die bekannte Ausgabe des in Kupfer gestochenen Horaz zu danken haben. Dieser Mann war Hogarth's Freund, und saß ihm mit seiner gemästeten Mönchs-Physiognomie sehr gern und willig zu dieser Vorstellung. Kaum aber war das Blatt erschienen, so erkannte Jedermann Herrn Pine, und Er erhielt für seine (man weiß nicht, wie man es nennen soll), Gutherzigkeit oder Muthwillen, den Nahmen Friar Pine (Pater Pine), so daß er endlich Hogarthen inständig bath, das Gesicht wieder weg zu löschen. Wie weit Hogarth dieser Bitte Folge geleistet haben mag, erhellet aus den Nachrichten nicht, aber aus Hogarth's Laune zu schließen, ist vermuthlich nicht viel in der Sache geschehen. Er liebte diese Art von Scherz, und dem braven Pine konnte es bey seinen übrigen grossen, anerkannten Verdiensten nicht schaden, unter seinen Titulaturen eine ungegründete zu sehen.

An der rechten Seite des Thors sind ein Paar Köche, vermuthlich von Rang, denn der Eine könnte, aus seinem Haarbeutel und Anstand zu urtheilen, wirklich etwas weit Größeres seyn; sie tragen

einen großen Wurstkessel, wahrscheinlich so eben frisch aus dem Stadtgraben gefüllt, zum Gebrauch für die Tafel. Dem Einen, der etwas geringer zu seyn scheint als der Andre (denn er hat keine Strümpfe, und hölzerne Schuhe), fehlt der Haarbeutel, dafür ragt etwas aus der Suppe hervor; wenn doch das der Haarbeutel wäre! Sie unterreden sich aller Wahrscheinlichkeit nach, über die Ankunft des fremden Ritters.

Merkwürdig ist die Schildwache am Thor. Die Physiognomie des Kerls ist die, die bey dem englischen Pöbel den Franzosen so deutlich andeutet, als überhaupt die Lilien das französische Wapen. Alles wird so vorgestellt: Graf d'Estaing, Süffrein, Orvilliers, (la Grasse etwas schöner) Fecht-, Tanz- und Sprachmeister, und über das alles betriegerische Gesindel, das über den Canal nach London kömmt, welches Dr. Johnson *) so unnachahmlich schön classificirt hat:

All that at home no more can beg or steal,
Or like a gibbet better than a wheel;
Hiss'd from the stage or hooted from the court,

*) In seinem London, einer Nachahmung von Juvenal's 3. Satyre.

Their air, their dress and politics import,
Obsequious, artfull, voluble and gay,
On Britains fond credulity they prey,
No gainfull trade their industry can' scape;
They sing, they dance, clean shoes and cure a clap.
All sciences a fasting Monsieur knows.
And bit him go to *hell*, to hell he goes.

„Alles, was zu Hause nicht mehr betteln und stehlen kann, und dem ein brittischer Galgen besser behagt, als ein französisches Rad; Alles, mit Hohngelächter dort vom Hof oder von der Bühne mit Gezisch verjagt, verhandelt uns hier seinen Maintien, seinen Kleiderschnitt und seine Politik. Kriechend, listig, schnellzüngig und fröhlich, mästet es sich von Britanniens zu gefälliger Leichtgläubigkeit. Ihrer Thätigkeit entwischt kein Weg zum Gewinn; sie singen und tanzen und putzen Schuhe und schreiben Recepte *). Ein hungriger

*) Deutschland ist bis jetzt noch viel zu roh und zu wenig gebildet, um in der guten Gesellschaft und in Schriften Unfläthereyen ohne Scheu zu sagen oder ohne Ekel anzuhören. Deßwegen habe ich die sonst starke Stelle des Originals auf diese Weise etwas in usum Delphini übersetzt.

Monsieur versteht sich auf Alles: Sprecht zu ihm: geh' zum Teufel, und Monsieur geht Euch zum Teufel."

So viel ist von dieser Physiognomie wahr: bey keinem Engländer trifft man sie je an. Dieses ist die Grenze. Der ganze Kerl von Kopf bis zu Fuß sieht übrigens aus, als wenn er am Galgen erst einige Wochen aus dem Groben getrocknet, hieher gestellt worden wäre. Er hat keinen Rock, und bloß eine Weste, die ganz herabfallen würde, wenn nicht ein Riemen die Stelle von wenigstens 10 Knöpfen versähe. Das Hemd ist äußerst elend, der vertrocknete Ellenbogen sieht frey durch, und doch hat es Manschetten, und zwar papierne, wenigstens ist es eine davon. Das Papier dazu hat die Nätherinn so geschickt zu wählen gewußt, daß man auf derselben noch die Worte Grand Monarque (Monarch buchstabirt der unfranzösische Hogarth) nebst einem großen P erblickt, dessen Bedeutung mir noch unbekannt ist. Es kann nicht der Anfangsbuchstabe eines abgerissenen Worts seyn, denn es ist noch Raum genug dahinter leer.

Die Beinkleider sind nun gar erbärmlich, und ohne die milde Hand mit der papiernen Manschette, die ihnen Hülfe leistet, wären sie verloren; so

bald also der Kerl sein Gewehr präsentirt, so müssen sie nothwendig herunter. Überhaupt scheinen sie gar keine Knöpfe zu haben, wenigstens fehlen die Décence-Knöpfe alle, und statt derselben sieht man einen spitzen hölzernen Nagel, der allem Ansehen nach ehemahls in der Küche gedient hat Frösche aufzuzäumen. Wenn diese Einrichtung im Ganzen auch nicht sonderlich ist, so zeugt sie doch von Genie und moralischem Gefühl. Von den Strümpfen sind die Füßlinge losgegangen, auch haben sie sonst an andern Stellen beträchtliche Löcher, wenn nicht (wie jener Irländer sich einmahl entschuldigte) die Löcher auf der unrechten Seite sind, und er die Strümpfe in der Eile bloß verkehrt angezogen hat, welches einem ehrlichen Manne leicht begegnen kann. Der Haarzopf ist vermuthlich angeküttet, denn angebunden kann er nicht seyn.

Der kleine etwas scheele Kerl, ist ein irländischer Kriegsgefangener, der noch nicht ausgeliefert ist. Die diesem guten Volke eigene heftige Lebhaftigkeit leuchtet aus dem Gesicht sattsam hervor. Er sieht nach dem Braten hin, doch mehr mit einer Alles umfassenden, immer thätigen Neugierde, als mit Sehnsucht. Er übt sich, wie man sieht, im Wassersuppen essen. Sonst war der brave Kerl

tüchtig mit dabey, wie man an dem durchgeschossenen Hut sieht; der Anstand des ganzen Körpers hat ungemein viel Drolliges.

Der Soldat, ihm zur Seite, ist eine fürchterliche Figur, das wahre Sinnbild des Hungers und der Schwindsucht in lumpichter Uniform. Setzte man dem Kerl ein Licht in den Mund, so würde der ganze Kopf leuchten wie geöhltes Papier. Er geräth bey'm Anblick des Bratens in ein solches convulsivisches Staunen, daß er darüber seine Schale schief hält, und ein Theil seiner Suppe auf die Straße und von da in den Stadtgraben zurückfließt, aus dem sie genommen ward.

Die kleine Gruppe, zur Linken des Thors, besteht aus zwey Gemüseweibern, einem Fischweibe und einem Fisch und zwar ist in diesem vierblättrigen Kleeblatt (wie es einer meiner Freunde einmahl sehr kräftig nannte) das untere Blatt der Fisch, und die drey obern sind die alten Weiber.

Der hier vorgestellte Fisch ist ein Roche (vermuthlich Raja Batis *), von dem es einige Arten

*) Siehe Bloch's Ökon. Naturgesch. der Fische Deutschl. Tab. LXXIX.

gibt, die eine ungemeine Ähnlichkeit mit solchen alten Weibern haben. Gutmüthige Geschöpfe müssen diese Personen allemahl seyn, wenn es wahr wäre, was Einige glauben, daß sie sich nähmlich sogar schon im 70sten Jahre so sehr aller Ansprüche auf Reitz begeben haben, daß ihnen ihre Ähnlichkeit mit einem sehr häßlichen Seeungeheuer inniges Vergnügen macht. Doch da dieses, nach meiner geringen Kenntniß des weiblichen Herzens, schlechterdings unmöglich ist, so habe ich zuweilen auf andere Erklärungen gedacht, und da ist mir eingefallen, ob ihr Lächeln nicht auf die Ähnlichkeit gehen könnte, die ihnen das gemästete Thier mit dem Pater Pine zu haben scheint. Was mich in meiner Muthmaßung bestärkt, sind die aufgehobenen Hände des Weibes zur Rechten; sie scheint wirklich wegen ihres Beyfalls, den sie dieser Gotteslästerung schenkte, den Himmel um Absolution zu bitten: verzeih mir meine Sünden, es ist wirklich wahr! Die zur Linken hingegen, die den Einfall entwickelt, scheint mir eine witzige Hexe zu seyn, die in ihrer Jugend wohl zu Paris mag gelernt haben, daß v. Born'sche Monachologie noch keine Gotteslästerung ist.

Außer den Seeproducten, den dieser Seemönch jenseits seines Bruchfells aufgeklaftert haben mag, hat er auch noch einen guten Vorrath vor sich liegen; gerade so wie die Landmönche in der Fastenzeit. Auch sollen jene nicht selten zwey Centner schwer werden, gerade so wie diese; nur soll man unter den Seemönchen gar keine magere finden, vermuthlich weil sie ihr ganzes Leben hindurch Fasten haben.

Der Alte, der bey verwundetem Kopfe sich seiner Verzweiflung zu überlassen scheint, und zur Rechten bey der Brücke sitzt, ist ein Bergschotte, nach Einigen ebenfalls ein Kriegsgefangener, der auf eine Passage nach Dover hofft. Ein Strahl von Rinderbraten scheint in seiner Seele Erinnerungen keimen gemacht zu haben, die sehr mächtig auf ihn wirken, und die, von einer leeren Dose, einem leeren Tabaksbeutel und einem leeren Magen, für den wenigstens nichts da ist, als ein trocknes Stück Brot und eine Zwiebel, unterstützt, zu einer Lebhaftigkeit gediehen sind, die, so nah' an der See und dem Wassersuppenquell, in der That fürchterlich ist.

Durch das Thor sieht man weit in die Stadt hinein, und da fällt auf der Straße eine interes-

sante Scene vor. Es ist eine Procession von Landmönchen, mit der geweihten Hostie und dem Kreuz, um welches der Pöbel niederfällt. Ob dieses gleich keine Gegenstände für die Satyre sind, wenigstens nie seyn sollten, so hat doch Hogarth sich nicht enthalten können, hier einen Zug anzubringen, der so ganz in seiner Laune hingeworfen ist, daß ihn nicht leicht selbst ein Katholik ohne Lächeln betrachten wird; nähmlich gerade über dem Kreuz und der Monstranz schwebt der heilige Geist, in Gestalt einer Taube, auf dem Schilde eines Wirthshauses dieses Nahmens. In der Darstellung durch Zeichnung verliert die Sache das scheinbar Profane völlig, das sie in der Beschreibung erhält; in jener gleicht sie einem bloßen Zufall. Der Zeichner kann immer fragen: wer hat euch gebothen, das dabey zu denken? Der Erklärer hingegen bekennt, daß er es gedacht habe. Allein selbst aller Schein von Ruchlosigkeit in dieser Satyre fällt auf ein Mahl weg, wenn man bedenkt, daß sie, und von Rechts wegen, die Obrigkeit trifft, die es verstattete, den Wirthshäusern Schilde anzuhängen, und auf diese Weise Nahmen zu geben, die selbst schon bey einem berühmten Ritterorden auf Spöttereyen geführet haben. Es wird Nieman-

den schwer fallen, sich hundert Handlungen zu gedenken, die auf der Straße vorgehen können und vorgehen müssen, die unter den Flügeln dieser Taube vorgenommen, sich seltsam ausnehmen würden. Nicht zu gedenken an das, was bey Spiel und Wein im Innersten eines solchen heiligen Geistes selbst zuweilen vorgehen mag.

Nirgends ist wohl dieser Unfug weiter getrieben, als in Amsterdam; da liegen nicht allein drey Bibeln in einer Reihe (und der Erklärer selbst hat einmahl in der mittelsten logirt), worin wohl jetzt ein seltsames Heil gelehrt werden mag; sondern es gibt auch ein Gäßchen, in welchem seines allerheiligsten Nahmens ungeachtet, Excesse verübt werden, mit deren bloßem Nahmen er diese Blätter nicht besudeln will. An Hogarth's Stelle hätte ich aber diese Procession und die unschuldigen Knienden weggelassen, und lieber ein Paar schlaue Füchse von Juden hingestellt, die einen armen Christen in der Schlinge haben.

Über dem Stadtthore steht ein steinernes Kreuz. Eines Tages fiel das Original-Gemählde von der Wand herab, und bekam dadurch gerade an dieser Stelle ein Loch, das sich nicht gut wieder mit Steinfarbe wollte bedecken lassen. Hogarth mahlte

also statt dessen einen hungrigen Raben (denn Alles hungert nach seiner Vorstellung in Frankreich), den der Braten hierher zog, wenn es anders nicht ein Besuch einer alten Bekanntschaft vom Galgen her seyn sollte, der bey einem der Herrn abgelegt wird, die unten stehen. Dieser Rabe fehlt auf den Kupferstichen, wenigstens auf unserm Exemplar. Außer diesem allen hat sich Hogarth's Pinsel hier und da einige subtile Zotenstriche erlaubt, die einem allerdings ein flüchtiges Lächeln abnöthigen, wenn man sie findet, hingegen im Druck erzählt, einen anstößigen, wo nicht ekelhaften Vorsprung erhalten, den sie nicht vertragen. —

Unter diesem merkwürdigen Blatt stehen mit großen Buchstaben die Worte: Oh! the roast beef of old England etc. Diese Worte und die darauf folgende Zeile: Oh the old english roast beef! sind der Refrain, eines sehr berühmten Volksliedes, welches öfters die Orchester von Drury-lane und Coventgarden genöthigt werden, dem Volke zum Besten zu geben, ehe die Vorstellungen anfangen.

Zusätze.

Die Veranlassung zu diesem Gemählde, das sich gegenwärtig in der Sammlung des Lords Charlemont befindet, gab eine Reise welche Hogarth mit einigen Freunden im Jahr 1747 nach Calais unternahm. England war sein örtliches Ideal; was sich von englischer Sitte, Sprache und Kleidung mehr oder minder entfernte, ward nach jenem Maßstabe gemessen und gemeiniglich verdammt Daß ein anderes Land, wenn es gerecht beurtheilt werden soll, seinen eignen Standpunct erfordert, und auch eigenthümliche Vorzüge haben könne, daran dachte er nicht. Welches Bild mußte er sich nun von Frankreich machen, das in jeder Rücksicht als schneidender Contrast von England erschien?

Als er zu Calais den französischen Boden betrat, fiel ihm gleich das verfallene, durch keinen Drang einer lebendigen und bunten Volksmenge erschütterte Thor auf; er entwarf also eine Skizze davon, wurde aber von einem Sergeanten ergriffen, als Spion in Verhaft und zu dem Commandanten gebracht. Hogarth sagte seinen Nahmen, und gab im Bewußtseyn seiner Unschuld sein Taschenbuch her, und da man keine Copie der Fe-

stungswerke fand, so ließ ihn der Commandant, nach einer bedeutenden Warnung, gehen. Er wurde jedoch von zwey Soldaten bis zu seinem Wirthshaus, und von da auf's Schiff geführt, und nicht eher in Freyheit gesetzt, als bis er ungefähr drey englische Meilen weit in der See die französische Küste fast aus den Augen verloren hatte. (S. *Nichol's*, Biographical Anecd. p. 42. *Ireland*, T. I. p. 288.)

Diese Behandlung vermehrte seinen frühzeitigen tiefen Groll gegen Alles, was französisch war, und brachte das vor uns liegende Blatt hervor, welches durch den Inhalt und den großen und nahen Antheil, den das eigene Selbst von Hogarth daran hatte, gleich nach seiner Erscheinung im Jahr 1749, allgemeinen Beyfall fand.

Lichtenberg hat den Grund, warum der Rinderbraten an Mad. Grandsire adressirt ist, übergangen. Grandsire war ein Landsmann von Hogarth, der zu Calais wohnte, und, nachdem dieser arretirt war, nicht allein für ihn haftete, sondern ihn auch so lange bey sich beherbergte, bis er sich nach England einschiffen konnte. Aus Dankbarkeit mag er ihm also vielleicht jenes Stück Rindfleisch geschickt haben. Hogarth's Begleiter Hey-

man und der Bildhauer Scheere gingen frey durch, allein er sah es nicht gern, wenn sie ihn an dieß Abenteuer erinnerten.

Bey'm Anblick des Mönchs wird man an die guten goldnen Zeiten erinnert, wo die Geistlichkeit noch für uns dachte, aß, trank und schlief. Wie gern führte sie mancher Pater Pine in Triumph zurück, und welche schöne Aussichten verkündigen nicht auch ihre Rückkehr. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die für die Geistlichkeit in Frankreich sehr erfreulich zu werden anfängt. Der Ausdruck des Auges ist vortrefflich; das selbstgefällige Lächeln zwischen den fetten, schlaffen Wangen verräth eine süße Erinnerung an zahllose verzehrte Rinderbraten, und selbst der einzige Zahn ist voll tiefer Bedeutung. Auch sieht man an dem Gesicht, daß wirklich die Thier-Physiognomie in die Menschengestalt, ohne die Forderungen der Kunst zu beleidigen, übergehen kann, und daß sich selbst die Menschenform durch eine Vereinigung mit der Thier-Physiognomie veredeln läßt. Das Ochsenmäßige des Mönchs wird wenigstens Niemand verkennen. Daß unsere Landmönche nicht so fett werden, dafür haben die Regierungen gesorgt, welche ihnen oft nur 30 Rthlr.

Besoldung und einen Kartoffel-Zehnten jährlich zukommen lassen.

In den Figuren der Soldaten am Thor, hat Hogarth eine traurige Skizze der französischen Soldaten jener Zeit gegeben. Die lange, hagere Schildwache ist schrecklich: gierig späht sie nach dem Rinderbraten. Wie Herr Ireland bemerkt, scheint sie sogar in Ketten zu hängen. Ärmer als der Kerl ist, kann man auch nicht werden; nicht einmahl an sich selbst, denn er selbst hat sich nicht mehr zu verlieren. Eben so widrig ist der Anblick seiner Gefährten.

Es ist merkwürdig, daß die ausgetrocknete Schildwache sehr oft als Zierath über die Ankündigungen gebraucht wurde, womit man in England viele Recruten einlud. Gemeiniglich pflegte man ihr einen gut genährten und montirten englischen Krieger gegen über zu stellen, um den Contrast noch handgreiflicher zu machen. So hat also Hogarth's Genie auch in patriotischer Hinsicht genützt.

Die Soldatenröcke sind zwar, wie sich einer unserer geistreichsten Schriftsteller ausdrückt, die buntfarbigen Tuchstückchen, womit die Claviersaiten durchflochten werden, und die dem Pöbel das unzeitige Tönen verbiethen; allein die Franzosen

waren unter ihren Ludwigen so zahm geworden, daß selbst viele Regimenter keiner Uniform bedurften. Auch wußten die Kriegsminister sehr gut, daß das Wesentliche eines Kriegsheers ohne äußerliche Gleichförmigkeit bestehen könne, und verschonten daher die Cassen mit dergleichen unnützen Ausgaben. Wenn man übrigens die magern Soldaten ansieht, so sollte man fast meinen, daß die damahligen königlichen Rathgeber diejenigen Maximen bereits ausgeübt hätten, welche Foulon bey'm Anfang der Revolution als etwas Neues vorschlug. Bekanntlich hatte er sich vorgenommen, so bald er Minister wäre, die Franzosen Heu fressen zu lehren. In der Menagerie konnte man freylich so etwas alle Tage sehen. Allein er hatte keine Zeit diese ökonomische Staatsmaxime in Ausübung zu bringen. Die Einwohner einer Hauptstadt, die er „wie eine Wiese wollte mähen lassen,' mäheten die Bastille der Erde gleich, und ihm selbst den Kopf herunter.

Am Thor erblickt man noch die Lilien und einige vornehme Wapenthiere, an deren Druck und Krallen die Franzosen sich mit der Zeit ziemlich gewöhnt haben.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß der Ori-

ginalkupferstich im Jahr 1749 herausgekommen, und mit Hülfe von C. Mosley verfertigt ist. Man hat ihn in Balladen und selbst lateinisch besungen. Allein das lateinische Gedicht, welches von einem Schulmeister, Nahmens Townley, herrührt, und von den Knaben zur Übung declamirt wurde, ist nicht viel werth.

XLVII.

Der erzürnte Musikus.

XLVII.

The enraged Musician.

Der erzürnte Musikus.

Der Held des Stücks ist der Violinspieler und Componist, vor dessen Wohnung und um welche herum mehr durch Zufall als Absicht der Spielenden ein Orcan von Dissonanzen mit unmelodischer Wuth losbricht. Es soll ein gewisser Herr Festin seyn, nicht Festino, ob mir gleich das Ganze gegen die italienische Oper gerichtet zu seyn scheint. Auch hat der Held etwas Italienisches in der Miene. Wir wollen nun kurz sehen, was ihn in Wuth bringt, und warum er hier seine Fäuste an seine eigene Ohren applicirt, die er, aus seiner Miene zu urtheilen, wohl lieber nebst dem Fiedelbogen um die Ohren der Sänger vor seinem Hause spielen ließe. Also hier sind die Nahmen der Spieler im Orchester.

Zur Linken auf einer eisernen Laternenstange

ein Papagey, der einige der schneidendsten Partikeln seiner Muttersprache zu prononciren scheint. Gleich unter ihm steht die reitzende Balladensängerinn mit dem gemietheten Kinde, an dessen Füßen sie unvermerkt das Accompagnement kneipt, und dieser gegenüber der Bock, der eine Hautbois zu meckern scheint.

Hierauf folgt das Milchmädchen, die Hogarth hier als eine Schönheit in hoher ländlicher Reinlichkeit beybringt. Das sind auch diese Geschöpfe gewöhnlich; sie selbst und die reinliche Milch, die sie tragen, leihen sich wechselsweise Reitze und werden mystisch für einander. Hier aber steht das gute Mädchen bloß wegen des häßlichen Tons, womit sie ihre Milch verkündigt. Mir klang es wie Mi=iulk. Herr Ireland, ein neuerer Erklärer des Hogarth, der es besser wissen kann, schreibt den Ausruf *Belouw*.

Der Kerl mit dem halben Mond, in der Ferne, ist ein Sauschneider, also ein Kenner von Musik. Im Vordergrund zur Rechten steht ein Scherenschleifer, der aber hier ein breites tönendes Hackmesser verbessert. Neben ihm sitzt ein Hund, dem diese Musik so wenig behagt, als Herrn Festin, und der sich durch sein eignes Geheul zu betäuben sucht.

Dem Scherenschleifer gegenüber erblickt man einen kleinen französischen Tambour, der Raritäten austrommelt; an dem eisernen Gitter aber ein kleines Mädchen, die eine Rassel dreht, und dem Spiel eines Knaben zusieht, der sich an seinen Gürtel einen großen Schieferstein gebunden hat, den er über das Pflaster schleift. Alles Musik!

Hinter dem Milchmädchen ist der Pflasterer beschäftigt, und hinter ihm kommt der Kehrichtsammler, der immer Dust ho! Dust ho! Dust! ruft.

Vor dem Sauschneider geht ein Kerl, der eine Art Plattfische (Flounders) mit gedehnter letzten Sylbe Floundaaars ausschreyt.

Im Nachbarhause wohnt ein Klempner, wohl zu merken, ein London'scher, wo immer zehn Hämmer gegen einen in Deutschland ihr einwiegendes Spiel treiben. Auf dieses Klempners Hause geben zwey Katzen einen Wettgesang, wobey ein Schorsteinfegerjunge aus dem Schorsteine accompagnirt.

Nun sollte man glauben: habe Hogarth alle Quellen von Disharmonie von Himmel und Erde erschöpft, da er vom Steinpflaster bis zur Schorstein-Ecke gekommen ist. Allein er steigt noch höher, das ist auf den Kirchthurm selbst. Hier werden die Glocken zur Feyer geläutet, und daß diese

geläutet werden, sieht man an der ausgesteckten Flagge, die sogleich eingezogen wird, wenn das Geläute vorüber ist. Englisches Geläute aber ist für ein an Melodie gewöhntes Ohr, tödtende Monotonie. Bey unserm Glockenläuten schenkt einem doch der Zufall zuweilen noch einen guten Accord, und es ist oft nicht unangenehm zu hören, wie sich ein Minuten langer Wirrwarr endlich in einen Accord auflöset; allein bey dem englischen Geläute ist das gar nicht möglich, denn dieselben Töne folgen sich immer in derselben Ordnung, völlig als wenn man die fünf Vocalen Stunden lang hinter einander in schulgerechter Ordnung herschreyen hörte. Da es auch gemeiniglich fünf Glocken sind, so ist die Vergleichung desto passender. Mitten auf der Straße haben die Kinder ein Häuschen von Backsteinen gebaut. Die Ausleger quälen sich gewaltig mit diesem Häuschen. Es soll nach Einigen sogar eine Vögelfalle seyn. Das ist doch abscheulich. Einmahl sieht das Ding nicht im mindesten aus wie eine Vögelfalle. Und dann Vögel auf den Straßen in London, und zumahl in St. Martins lane, das hier vorgestellt ist, so fangen zu wollen, das kann doch wirklich nur einem Scholiasten einfallen. Gassenjungen und Sperlinge würden sich zu diesem

Fang nicht leicht finden. Nein! es ist ein Häuschen, das die Kinder da zum Spiel bauen, und das da alle Augenblicke umgeworfen wird von Vorbeygehenden und Fahrenden, unter dem Gezänk und Schimpfen der jungen Bauleute, die es indessen, wenn es zu lange steht, selbst umwerfen, Alles zu größerer Vollstimmigkeit der Musik, die hier dem Herrn Festin gebracht wird. An der Ecke des Hauses, aus welchem Festin sieht, ist ein Komödienzettel angeklebt. Es ist die Bettler-Oper, die angekündigt wird, und zwar heute zum 62sten Mahle. Dieser Trait ist zweyschneidig. Einmahl: Seht, Signori Italiani, hier ist Euch eine Oper von alt-englischem Gewächs, und auch Beyfall, und doch sind unsere Alexander, unsere Cäsare ganze Kerls, alle auf den Baß geschnitten, und nicht solche Pfennigs-Flageolettchen wie die Eurigen. Und dann kann es auch heißen: Ihr Herren, denen obliegt zu sorgen: daß der Stadt kein Schade geschieht, wir sehen wohl ein, daß es schwer hält Ruhe und Stille auf volkreichen Straßen zu erhalten. Kinder müssen seyn, und also auch Kinderlärm, so gut wie Hunde und Hundelärm; wir gönnen gern dem Lumpensammler das Vergnügen, uns, wie der Virtuose auf diesem

Blatte halbe Stunden lang unter unserm Fenster zu stehen und uns mit seiner Pfeife auf andre Gedanken zu bringen. Der Lumpensammler erinnert uns an die Hinfälligkeit unserer Kleiderpracht, das ist, des schönsten Drittels unsers ganzen Wesens, steht außerdem mit uns (Schriftstellern) auf derselben Leiter, wiewohl auf der untersten Staffel derselben, ich meine der Stufenleiter des großen Literatur-Alls. Er sammelt und wir zerstreuen — und dudeln sogar zuweilen aus einander, was er zusammen gedudelt hat. Alles dieses ist noch verzeihlich, will Hogarth sagen, aber die Bettler-Oper 62 Mahl hinter einander aufführen zu lassen! Nehmt Euch in Acht, Ihr Herren, das ist eine Spitzbuben-Schule, und das habt Ihr vor Gott zu verantworten. So viel von dieser Bettler-Oper.

Zusätze.

In keinem Hogarthischen Blatte haben die Erklärer so viele Schwierigkeiten gefunden, oder vielleicht finden wollen, als in dem vor uns liegenden, indem sie sich weder über die Hauptfigur noch über die Beywerke vereinigen können. Und

wiewohl sich Lichtenberg's Erklärung vorzüglich durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, so verdienen dennoch die abweichenden Meinungen der englischen Erklärer angeführt zu werden, wodurch das Einseitige einer jeden Darstellung berichtigt werden kann.

Hogarth gab das Blatt im Jahr 1740 als ein Seitenstück des Dichters in der Noth heraus, und versprach noch ein drittes, das sich auf einen Mahler beziehen sollte, nachfolgen zu lassen, welches aber, wegen einiger Händel, worin er mit dem damahligen Lord Mayor Humphry Parsons gerieth, unterblieb.

Die erste Schwierigkeit, welche die Erklärer beschäftigt, ist der Nahme des entrüsteten Violinspielers. Rouquet hält ihn für einen Italiener, den das Geräusch von London in Wuth bringt; Nichols (S. 213) für den berühmten Castrucci, Ireland aber (T. I. p. 127), dem Lichtenberg folgte, für John Festin.

Nach Ireland soll Festin den Auftritt selbst an Hogarth erzählt, und ihm den Gedanken zu diesem Blatte angegeben haben. Festin hatte sich durch seine große Geschicklichkeit auf der deutschen Flöte und der Hautbois sehr hervorgethan, und

gab Unterricht in der Musik. „Als ich mich eines Morgens" erzählte er „um neun Uhr zu dem Lord Spencer begab, und ihn nicht zu Hause fand, so ging ich zum Lord B**. Da dieser aber noch im Bette lag, so trat ich in einem Nebenzimmer ans Fenster, und erblickte hier einen elenden Kerl, der die Hautbois blies, und dem ein Zwiebelhändler eine Zwiebel anboth, wenn er ihm ein Stückchen vorblasen wollte. Dieß geschah, und nun both er ihm zum zweyten und sogar zum dritten Mahl eine Zwiebel für seine Arien an. Hierüber gerieth ich in Wuth. „Schweig" rief ich ihm zu, „du entehrst meine Kunst, wenn du die Hautbois für Zwiebeln bläsest."

Wiewohl diese Anekdote unser Blatt zu erläutern scheint, so zweifle ich dennoch, daß sie Hogarth dargestellt hat. Denn der Auftritt geschieht vor dem Hause eines seiner Freunde, Huggins, auch ist das Ganze, wie bereits Lichtenberg vermuthete, gegen die italienische Oper, und wahrscheinlich gegen Castrucci gerichtet.

Hogarth hat das Blatt oft geändert, allein eine zu scharfe Feile wäre vielleicht nachtheilig gewesen. Das Mädchen hatte auf den ersten Abdrücken eine Puppe in den Händen, und dem

Kehrichtsammler fehlte die Nase. Diese Abdrücke sind sehr selten.

Die Figuren sind gut angeordnet und gruppirt; der Ausdruck des Violinspielers ist vorzüglich meisterhaft. Wüthend hat er das Fenster aufgerissen; sein Unmuth hat keine Gränzen. Aus sich selbst weggerückt, läßt er die Violine fallen und hält sich die Ohren zu. Der Fiedelbogen biethet sich seiner rachgierigen Faust als Werkzeug dar, aber entrüstet durch die Unverschämtheit zahlloser lärmenden Personen, läßt ihn seine Wuth nicht mehr erkennen, gegen wen er eigentlich zürnen will. Jedoch scheint vorzüglich der Kerl mit der Hautbois ihn zu reitzen. Er war, wie Ireland sagt, damahls allgemein bekannt und fristete sein Leben durch seine Kunst, indem er sich für eine Kleinigkeit auf den Gassen hören ließ. Das Milchmädchen sticht zwar unter Allen durch ihre Schönheit hervor, sie ist aber fehlerhaft gezeichnet und im Verhältniß der übrigen Personen im Vordergrund, viel zu groß und pfahlmäßig. Eben so fehlerhaft erscheint der kleine Tambour.

Von dem kleinen Häuschen, das einige für eine Vogelfalle gehalten haben, gibt Herr Ireland eine höchst sonderbare Erklärung. Er glaubt nähm-

lich, daß es von einem Orangenverkäufer für Kinder erbaut sey, die, wenn sie eine Kleinigkeit erlegt haben, eine Kugel durch dasselbe rollen dürfen, und sobald sie glücklich durchrollen, Orangen dafür zur Belohnung erhalten. In dem Abdruck, den er vor Augen hatte, hält auch wirklich das kleine Mädchen eine Kugel in der Hand. Auch hat er selbst ein solches Spiel in der Straße von Whitehall gesehen, wo ein gücklicher Kugelwerfer drey Orangen als Preis davon trug. Demunerachtet scheint mir Lichtenberg's Erklärung wahrscheinlicher zu seyn.

Die kleinen Zweige endlich, welche um das Häuschen von Backsteinen gepflanzt sind, scheinen eine Arbeit des kleinen Buben mit der spitzen Kappe zu seyn.

XLVIII.

Der Chor

XLVIII.

The Chorus.

Der Chor.

Die Unterschrift dieses Blattes lautet Rehearsal of the Oratorio of Judith, die Übung des Oratoriums Judith. Dieses Oratorium ist von William Huggins geschrieben, von Wilhelm von Fesch in Musik gesetzt, und im Jahr 1733 mit neu gemahlten Scenen, prächtigen Decorationen und dem größten Pomp von Instrumenten aufgeführt worden. Fesch, der sich auf der Violine außerordentlich hervorthat, eine Zeit lang Capellmeister zu Antwerpen war, und zuletzt eine Gesellschaft von Musikern zu Marybone-Garden dirigirte, strengte alle seine Kräfte an um dem neuen Stück Eingang zu verschaffen, allein man fand es unerträglich, und nöthigte ihn sogar in der Mitte aufzuhören. Huggins, welcher den Text verfaßt hatte, apellirte nun an das größere Publicum; er

ließ das Oratorium drucken, ein Titelkupfer von Hogarth zeichnen, und von Vandergucht stechen; demunerachtet konnte er dem Publico keinen Beyfall abgewinnen. Es blieb ihm also nichts übrig, als über Neid, Cabale und seichtes Gefühl zu klagen, die Kälte seiner Zeitgenossen und den Verfall des guten Geschmacks zu bedauern, und zuletzt, mit dem Bewußtseyn, daß der Janhagel für sein Meisterstück unempfänglich sey, zu schweigen.

Wenn wir nicht irren, so hat Hogarth die Scene gewählt, wie Fesch eine musikalische Probe hält, bey welcher die Sänger und Tonkünstler zusammengekommen sind, um das Oratorium zu probiren, bevor sie es vor dem Publico aufführen wollen.

Es ist zwar unmöglich den Instrumentensturm und die alles überrauschenden Menschenstimmen zu mahlen, ob man gleich das Gegentheil, nähmlich Mahlereyen abzuspielen vor kurzer Zeit vorgeschlagen hat; was sich aber durch die Kraft des Pinsels bewirken ließ, hat Hogarth geleistet. Denn wenn man unsere Sängergruppe ansieht, so glaubt man den Tenor, Baß und Discant zu hören. Man findet, daß sich alle bemühen es recht nach dem Sinn des Musik-Directors zu machen; die Buben trillern, so weit es die Süßigkeit ihrer Kehle und ihr

geringer Umfang erlaubt, und die Bassisten gurgeln und donnern kräftig dazwischen.

Die Stelle, welche der Chor singt, beginnt mit den Worten: The world shall bow to the Assyrian Throne, „die Welt wird sich neigen vor dem assyrischen Throne." Sie sind aus dem Oratorio entlehnt, und von Hogarth absichtlich gewählt, weil die Londoner Welt kein großes Interesse an der jüdischen Heldinn bewiesen hat.

Die Hauptfigur, welche mit allen Gliedern in der größten Bewegung ist, und den Tact mit aufgehobener Rechten schlägt, ist vielleicht Fesch. Bey der höchst pathetischen und feyerlichen Stelle, welche gerade gesungen wird, scheint er nicht einmahl den Verlust seiner Perrücke zu bemerken.

Der Sänger unter ihm, mit der herum und herabfallenden Perrücke, und dessen Augen mit einer Brille bewaffnet sind, ist, wie Herr Ireland (T. II. p. 529) vermuthet, auf fremdem Boden entsprossen und wahrscheinlich ein Italiener. Der kleine Sänger, in dem untern Winkel aber, soll, wie Nichol's sagt, ein Wollenhändler, Nahmens Tothall seyn, der zu Tavisstockcourt wohnte, und ein intimer Freund von Hogarth war.

Die übrigen Sänger sind unbekannt, und wahrscheinlich keine Porträte, sondern nur von Hogarth entworfen, um die Verzerrung und das abenteuerliche Mienen- und Geberdenspiel darzustellen, worin Sänger und Spieler bey feyerlichen Gelegenheiten verfallen. Ein Jüngling, der in stiller Nacht die Laute in Andalusien vor dem Fenster einer holden Jungfrau klimpert, wird gewiß nicht eine solche unerträgliche Ziererey, Empfindeley und Künsteley verrathen.

Der Stich des Originals ist vortrefflich. Auch müssen wir bemerken, daß Hogarth dieses Blatt gratis an die Subscribenten zu der modern midnight conversation, austheilte. Man hat es in der Folge nachgeahmt; unter andern sah Herr Ireland (T. II. p. 530) einen kleinen Kupferstich, der sich auf die Administration von Robert Walpole bezieht, den Titel Excise, a new ballad opera führt, und größten Theils nach Hogarth copirt ist.

F.

XLIX.

Columbus, wie er ein Ey auf die Spitze stellt.

XLIX.

Columbus breaking the Egg.

Eigentlich,

Columbus, wie er ein Ey auf die Spitze stellt.

Dieses kleine Blatt ist sehr gut ausgeführt, und unser Herr Riepenhausen hat es so copirt, daß schlechterdings nichts zu wünschen übrig bleibt. Es ist in der Copie auch nicht ein Funken von dem Geist des Originals verloren gegangen.

Wir müssen hier nothwendig annehmen, daß unsern Lesern diese Geschichte von dem Entdecker der neuen Welt, für den er hier erkannt werden muß, geläufig ist. Es ist wenigstens für uns die sicherste Partey bey einem gefährlichen Dilemma. Diese Geschichte hier umständlich erzählen zu wollen, hieße, bey dem Publicum in diesen goldnen Tagen der Pädagogik und der Allbelesenheit, eine Ignoranz voraussetzen, die, wenn sie auch möglich

wäre, doch kaum mehr als möglich vorausgesetzt werden kann, ohne sich einer weit größern, nähmlich der in der Geschichte der gegenwärtigen Zeit und des Lichts der Erkenntniß, das dieselbe erleuchtet und erwärmt, schuldig zu machen. Auch erinnere ich mich noch aus meiner eigenen Jugend her, daß man damahls schon mit Recht in der Geschichte auf Alles, was von Eyern vorkam, vorzüglich aufmerksam machte,

vom Ey der Leda an,

bis zu dem Paar des frommen Schweppermann,

welches ich wegen der stillen süßen Hindeutung auf Osterzeit und Pfannkuchen auch wirklich bey der Jugend nicht unbillig finde. Folgendes mag also hinreichend seyn. So lange der große Columbus noch im Zimmer die Möglichkeit einer neuen Welt demonstrirte, erwies man ihm, daß so etwas gar nicht möglich seyn könne; so bald er sie gefunden hatte, sagte man, das habe man längst gewußt. Wißt ihr wohl, fragte er an einem Abend einige dieser philosophischen Köpfe auf unserm Blatt (den Hundskopf nicht mitgerechnet, fünfe an der Zahl), wißt ihr wohl, wie man ein Ey auf die Spitze stellt? Nein, war die Ant-

wort, wir wissen es nicht, und können es nicht wissen, weil es unmöglich ist. Seht, sagte er, und stieß die Spitze ein, so steht's. Was antworteten sie aber denn nun? Dieses sagt unser Blatt, und ich schweige. Könnte der Hund sprechen, so möchte er vielleicht dem, der sich vor die Stirn schlägt, zurufen: wenn du, wie ich, geschwiegen hättest rc. (si tacuisses etc.) Die Sprache der Hände und der ganzen Kopfhaltung bey diesem Columbus wird wohl über die ganze Welt verstanden. Ich habe schon oft gewünscht, Hogarth möchte dieselbe Gesellschaft auch für die Frage des Columbus gezeichnet haben. Wie viel Menschenkenntniß ließe sich da nicht anbringen! Wie wenn sich unsere jungen Zeichner in Deutschland an die Auflösung dieses Problems machten? Vorläufig wollte ich dieses erinnern. Erstens müßte so viel als möglich aus der Natur und nicht aus dem Zeichenbuch geschöpft werden. Man muß wirkliche Menschen durch Fragen stutzig machen, um die Züge der Neugierde kennen zu lernen. Der Erfahrenste traut sich nicht selten zu viel zu, der Unerfahrne beständig. Hogarth folgte dieser Regel durch sein ganzes Leben, und entwarf oft unvermerkt die Hauptzüge

mit Bleystift auf dem Nagel seines Daumens, und trug sie nach Haus in sein Collectaneen-Buch. Eine Lottoziehung oder eine Marktschreyerbude wäre für unsern Fall keine üble Gelegenheit, vielleicht *)?

Zweytens: je weniger Carricatur, desto besser, aber auch desto schwerer und verdienstlicher.

Drittens: müßte so viel als möglich die Ähnlichkeit der Köpfe beybehalten werden, denn es sollen dieselben Menschen seyn. Die Stellungen Aller waren wohl bey der Frage verschieden von der jetzigen, und gewiß hat der Alte, rechter Hand, sich erst auf den Tisch gelehnt, und den Arm untergesteckt, nachdem die Antwort bereits gegeben war. Der Hund, versteht sich, als der weiseste unter den Gefragten, bliebe sich immer gleich. Nun zur Erklärung des minder verständlichen auf diesem Blatt. Diese ganze Geschichte bezieht sich eigentlich auf die beyden kleinen Aale in der Schüssel, die sich da an Eyer anzuschmiegen scheinen. Diese Aale sind nähmlich, so viel als es anging, nach der Linie gebogen, die Hogarth bald Wellenlinie, bald Schlangenlinie, bald Schönheitslinie

*) Künstler in den hiesigen Landen werden sie also sonst wo suchen müssen.

nennt, auf die sich sein berühmtes Buch Analyse der Schönheit stützt, und für deren Erfinder er sich ausgab. Zuerst trug er seine Gedanken ohne weitere Erklärung vor. Er stach sein eignes Porträt, auf welcher diese Linie, etwa wie hier die Aale in der Schüssel dargestellt ist, mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, als er sich hernach in seinem Werk weiter darüber erklärte, sagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieses ist nun Columbus und die neue Welt. Freylich eine Vergleichung, die auf das gelindeste davon zu urtheilen, etwas sehr überspannt ist. Allein Hogarth war ein einfacher, offener Mann, der nie heuchelte, und selbst dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer London'schen Auction für 1624 Thaler wegging, sagte er treuherzig: Wenn mir Jemand eben so viel Geld gibt, so will ich wohl noch was Besseres machen. Hogarth und Correggio! Man denke an die Nacht des letztern in der Dresdner Gallerie und die des erstern, wo ein betrunkener Freymaurer nach Hause

gebracht wird! Indessen Lord Grosvenor hielt ihn bey'm Wort; er mußte eine Sigismunda mahlen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bey weiten nicht so schimpflich, als es italisirende Kunstgefühl-Heuchler, die verächtlichste Classe von Schöngeistern, Wort haben wollten. Sein Gemählde soll reelles Verdienst haben, und wurde nach dem Tode seiner Witwe von Herrn Boydell für die Shakespeare-Gallerie gekauft. Wenn Hogarth in seinem Urtheil über sich selbst fehlt, so liegt doch am Ende wohl der Fehler bloß darin, daß er es so deutlich sagte. Wer die demüthige Sprache der Vorreden mancher Autoren mit Kenntniß des Herzens zu entziffern versteht, wird solcher Selbstwürdigungen hundert überall finden, und in den Ankündigungen der gelehrten Intelligenzblätter stehen sie oft von den mittelmäßigsten Menschen deutlich ausgesprochen da. Im Grunde sehe ich auch nicht ein, was ein solches Verfahren Tadelhaftes hat. Laßt die Menschen glauben was sie wollen, wenn's nur hilft.

Ein Freund von mir, der dem Schwindel sehr unterworfen war, gestand mir, er bewundere den Schieferdecker, der an der dünnen Spitze eines 200

Fuß hohen Thurms hinanklettern, und oben die Gesundheit des Landes trinken könne, so sehr, als den Mann, der die entstehende Bresche zu flicken, oder das Feuer eines vom Blitze rauchenden Pulverthurms zu dämpfen unternehme. Eines Tages, da er ein Paar Dachdecker, nicht ohne eignen Schwindel, in jenem ersten Unternehmen beobachtet hatte, ließ er sie zu sich kommen. „Um's Himmels willen, sagt mir, ihr Leute, wie ist es möglich, daß ihr solche Dinge ausrichten könnt, wie fangt ihr es an?" Ich, sagte der Eine, ein gesetzter guter Mann, stärke mich alle Mahl erst durch ein Gebeth; und ich, versetzte der Andere mit einem breiten Sandsteingesicht, nehme vorher immer ein Quentchen gebranntes Katzenhirn.

Ich bin nicht der Meinung, daß Wahrheiten, die man tausendmahl gesagt hat, nicht mehr gesagt werden müssen. Denn eben dieses, daß sie so oft aufgelegt worden sind, ist ein Zeichen von ihrer Güte, und ein Beweis, daß sich noch immer etwas daran verdienen läßt. Ich trage also kein Bedenken, diesen Aufsatz mit der Lehre zu schließen: Man beurtheile die Menschen nicht nach ihren Meinungen, sondern nach dem, was

diese Meinungen aus ihnen machen. Letzteres allein gehört vor den Richterstuhl der Welt, und Ersteres vor das Tribunal des Himmels und höchstens der Jesuiten.

Dieses Blatt gab Hogarth, wo ich nicht irre, gratis als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheit.

Zusätze.

Daß sich das ganze Blatt auf Hogarth's Schlangen- oder Wellenlinie bezieht, hat Lichtenberg vortrefflich erwiesen. Vielleicht entlehnte Hogarth die Idee derselben von Michel Angelo, der einst zu seinem Schüler Marco da Siena gesagt haben soll, daß die Linie einer auflodernden Flamme die Linie der ausdruckvollesten Bewegung sey. Was aber der große Florentiner, wahrscheinlich nur von dem allgemeinen Umriß seiner kolossalen Gruppen, verstehen wissen wollte, trug Hogarth fälschlich auf andere Gegenstände über, und behauptete nun schlechthin, daß die ganze Schönheit in der Wellenlinie bestehe. Daß Hogarth dieses Blatt den Subscribenten gratis mittheilte, hatte

gegründete Ursachen; denn nie gerieth die Kritik seiner Gegner in größern Amtseifer, als nach der Erscheinung der Analyse der Schönheit. Man warf ihm von allen Seiten unvereinbare Widersprüche vor, bekrittelte seine Beyspiele, und wies ihm im Lomazzo die Stelle nach, aus welcher seine Idee gestohlen sey. Ja man ging, wie Ireland (T. III. S. 118) bemerkt, so weit, ihn mit Bocksfüßen und dem italienischen Werke in der Tasche, begleitet von ein Paar unwissenden Connoisseurs abzubilden. Hogarth's flüchtiger Witz trug jedoch über die pedantische Schwerfälligkeit seiner Feinde einen glänzenden Sieg davon.

Vielleicht schrieb Hogarth sein Werk auch in der Absicht, die Abgötterey lächerlich zu machen, welche man mit alten Gemählden trieb. Man bezahlte, wie noch heute zu geschehen pflegt, alte, oft mittelmäßige Gemählde theuer, dachte aber an Pflanzung und an das Lebendige und Volksmäßige gar nicht. Auch züchtigte er die Bildhauer, welche oft nicht wußten, ob sie römische Gewänder oder Priesterröcke und Perrucken machen sollten; so wie noch bey uns manche Uniformen und steife Zöpfe in Marmor gehauen werden.

Daß man alle Zeitalter hindurch die liebliche

Form der Schlangenlinie in den Wogen des Weltmeers, wie in den zarten Umrissen der Pflanzenwelt, angeschauet habe, leidet wohl keinen Zweifel; allein der Gedanke, sie zur allgemeinen Norm des Schönen zu erheben, gehört Hogarth, und daher konnte er mit Recht die Ehre der Erfindung durch das vorliegende Kupfer behaupten. Ob aber gerade Eyer und Aale dazu geeignet sind, die schönste Form in der Natur zu versinnlichen, möchte wohl mancher bezweifeln; ein Sultan würde sie vielleicht eher mit liebeswarmen Fingerspitzen an den Busen junger cirkassischer Mädchen suchen. Doch wir überlassen Anderen diese ästhetischen Gaukeleyen.

Was die Sigismunda des Correggio betrifft, welche nach Ireland's Angabe, Sir Thomas Seabright für 2424 Rthl. kaufte, so ist sie wahrscheinlich kein Original, sondern das Werk eines modernen Pinsels. Correggio mahlte bekanntlich äußerst wenig Porträte, auch hat sie, so weit man nach dem von Ireland gelieferten Kupferstich (T. III. p. 7.) urtheilen kann, nichts vom Charakter jenes Meisters, und scheint daher von einem schlauen, speculirenden Mahler zum Betrug verfertigt zu seyn. Zu Hogarth's Zeiten konnte leicht ein reicher, an der Kunstwuth leiden-

der Lord, mit einem solchen Machwerk betrogen werden; und vielleicht merkte selbst Hogarth den Betrug, weil er es sonst nicht gewagt haben würde, sich neben Correggio zu stellen. Daß ihm der Lord die Palme verweigerte, ließ sich leicht voraussehen, denn er würde ja das Ansehen seiner Kennerschaft verloren haben.

Einen eignen Genuß gewährt die Vergleichung des Hogarthischen Columbus mit einem andern, höchst merkwürdigen spanischen Gemählde, im Besitz des Herrn Eduard Horne zu Bevis Mount in Southampton. Auf diesem erblickt man ebenfalls den Entdecker Westindiens mit seinen Söhnen Diego und Ferdinand an einem Tische, worauf aber keine Aale und Eyer, sondern Karten und Weltkugeln liegen. Eine schöne Abbildung erschien davon vor kurzen in Edwards Geschichte der brittischen Colonien in Amerika.

Daß endlich Hogarth dieses Blatt den Subscribenten gratis übergeben, wie Lichtenberg vermuthete, wird auch von Nichols (S. 257) bestätigt.

L.

Die Vorlesung.

L.

The Lecture.

Die Vorlesung.

Dieses Blatt enthält des ungelehrten Hogarth's Spott über einige Pedantereyen der englischen Universitäten, oder eigentlich der literarischen Klosterbrüder zu Oxford. Denn ob die Engländer eigentlich Universitäten haben, wird von Manchen bezweifelt, und von den Schottländern wenigstens schlechtweg geläugnet. Der gute Hogarth konnte wohl nicht unmittelbar beurtheilen], was dort getrieben wird, allein es müssen ihn einmahl ein Paar Physiognomien, die er dort erblickte, auf den Gedanken gebracht haben, daß an einem Ort, wo sich die Seelen solcher Schuhflickergesichter erbauen können und dürfen, als man hier sieht, die Wissenschaften leicht etwas mehr mit den Händen als mit dem Kopf behandelt werden möchten. So brachte er hier 19 Köpfe zusammen, nicht Musen-

söhne, sondern wahre Musenfresser, die nicht leicht abscheulicher gedacht werden können. Man versuche es und schreibe einmahl unter diese Gruppe:

Didicisse fideliter artes etc.

ohne Lächeln, wenn man kann. Unser Blatt stellt sie alle 19 vor. Erklärungen sind nur kaum nöthig. Diese Gesichter tragen alle ihren Commentar mit sich hin, wo Menschen sind, und seyn werden bis ans Ende der Zeit. Jedoch fielen die Urtheile einiger Freunde, denen ich sie mit der Frage vorlegte: was glauben Sie wohl, was dieses vorstellt, etwas verschieden aus. Einer glaubte, es wären die Patienten in dem neuen literarischen Bedlam *), und hielt nahmentlich den Docenten für *Monsieur Charles Rabiqueau*, der die Sonne hinten für dunkel hielt **). Nein! sagt ein Zweyter, das ist zuverlässig die zweyte National-Versammlung, oder so etwas. O, ich kenne den Abbe Fauchet, da ist er, als wenn er lebte, und wies auf (1), und da! man sehe nur hin, ob (2) nicht Pethion ist, und (3) Santerre, wie

*) Siehe Lichtenberg's Schriften Th. 5. S. 69.

**) Ebendaselbst S. 72.

ihm das ça ira um die geistvollen Lippen schwebt. — Man sieht die Stimm' und hört sie nicht! Er meinte, die ebenen Baretchen, auf den Köpfen, zielten auf die Gleichheit der Stände, und bewies dieses vorzüglich aus (4 und 5), die er ein Joch nannte. Man dürfe nur einen Nagel oben durch die Plättchen stecken, meinte er, so wäre das Gespann gejocht u. s. w. Wahre Beleidigungen der Majestät der Nation! Ein Dritter hielt sie für eine alte Kirchen-Versammlung, eigentlich einen Schneider-Convent, der sich versammelt, der Vernunft das Maß zu einer Schnürbrust zu nehmen. Ein Vierter glaubte, es könnte wohl ein Clübchen Schwedenborger oder Jacob Böhmisten seyn, wegen der schwarzen Glorie, die über den Häuptern schwebt. Diese Erklärung gefiel mir sehr, denn wirklich hat der Abbe Fauchet (1) und der Kopf, oder was wenigstens so aussieht (6), so etwas im Bilde, als suchten sie die *) bittere Qualität, die mit einer Heftigkeit aus dem Centro kömmt, als wenn sie primus werden wollte. Nur suchen sie sie an sehr verschiedenen Enden. Der

*) Jacob Böhm's eigne Worte.

Schuster (7) könnte wohl Jacob Böhm seyn. Allein das ist Alles nichts. Es sind Oxforder *Fellows, Masters of arts, Doctors* etc., die hier eine Vorlesung über das *Datur vacuum* anhören und zu überdenken wenigstens scheinen. Auch scheinen sie sämmtlich für den Satz, vermuthlich aus empirischer Anschauung ihres innern Selbstes. Der Mann, der verlies't, ist nach dem einstimmigen Zeugniß aller Erklärer des Hogarth ein gewisser Mr. Fisher of *Jesus College*, Oxford; der am 18. März 1761 dort als Registrarius der Universität starb. Dieser brave Mann gab, wie man sagt, als er von Hogarth's Absicht hörte, seinen Kopf selbst dazu her, und rettete also mit seinem Kopf die Ehre der ganzen Versammlung, wenn anders durch solchen Spott je Ehre verloren werden kann; die des Spötters wohl, davon hat man betrübte Beyspiele, aber die des Verspotteten nie.

Auf vielen Exemplaren dieses Kupferstichs findet man gar keine Schrift auf dem Buch, auf andern stand anfangs: datur Vacuum bloß mit Tinte von Hogarth's Hand hineingeschrieben. Ich finde nicht, daß ein Einziger seiner Commentatoren die Feinheit bemerkt hätte, die darin liegt. Daß er

damit das Vacuum habe vorstellen wollen, ist ein Gedanke, den man allenfalls dem Kopf (4) verzeiht, aber sonst Niemanden. Nein! Hogarth ließ die Stelle vermuthlich leer, um die Dispüten der Zeit hineinzuschreiben. Jetzt (1793) stände vielleicht *datur Phlogiston* oder *Oxygenium*, oder etwas von Raum und Zeit und Caussalität *pro* oder *contra* da, oder *datur neque c neque h neque ch, neque . . . neque diabolus.* Am besten wäre es wohl, man ließe das Blatt hinter Glas fassen mit einer Öffnung da, wo das Buch ist, so wie bey Uhren, die das Datum zeigen, und trüge dann auf eine bewegliche Scheibe dahinter die gelehrten Streitigkeiten des Tages ein, so könnte man allenfalls auch seinen Glauben wechseln, wenn bedenklicher Besuch auf die Stube käme. Deutschland allein könnte schon eine ganz beträchtliche Scheibe versehen, wozu wir hier gern einige Beyträge lieferten. Allein — — vom Wahrsagen kann man wohl noch hier und in Deutschland leben, aber nicht von Wahrheit sagen!

Zum Beschluß merken wir noch an, daß die Köpfe etwas pyramidalisch geordnet sind. Die stumpfe Spitze des Ganzen wird durch den schönen Kopf (wenigstens ist er es auf der einen Seite)

(4), formirt, dieses und das gehäufte Bogichte in der Gruppe und die dunkeln Zwischenräume, geben ihr in der Ferne das Ansehen einer schweren Donnerwolke, aus der diese Cherubsköpfe ominös hervorsehen, und es fehlen nur noch ein Paar herausgestreckte Posaunen, um für die Sonne der Aufklärung etwas von greifbarer Verfinsterung vor diesem Gewitter zu fürchten.

In unserer Copie haben die Köpfe der Gruppen die natürliche Größe des Originals, da der geistreiche Kopf des Columbus etwas verkleinert erscheint. Dieses erinnert uns an eine treffende Bemerkung Swifts. Die Elephanten, sagt er, werden immer kleiner gezeichnet als sie sind, die Flöhe immer größer. Mit dem Ruf vieler Gelehrten geht es eben so.

Zusätze.

Die zwecklose Thätigkeit einiger gelehrten Spinnen in Oxford hat wahrscheinlich Hogarth bewogen, sie durch das vorliegende Blatt zu verewigen. Es ist eine köstliche Gruppe, welche Herr Lamarck, um unsere nahe Verwandtschaft mit dem Urangutang noch unwidersprechlicher zu ma-

chen, in seine neueste Schrift hätte aufnehmen sollen. Wer die einzelnen Köpfe, in Absicht auf die Seelenkräfte, welche sie offenbaren, genauer untersucht, wird darin mit Erstaunen das tiefe Studium der Charakteristik erkennen, wodurch sich Hogarth von Allen so vortheilhaft unterscheidet. Gleich unten gewährt uns der Vorleser *Mr. Fisher* einen reichhaltigen Stoff. Man sieht es ihm an, daß es ihm so recht innig am Herzen liegt, daß ihn seine Zuhörer doch ganz verstehen und recht vernehmen möchten. Die höchste Deutlichkeit der Aussprache, wonach er ringt, zwängt sein Karpfenmaul weit aus einander. Er starb übrigens alt und lebenssatt, ohne vielleicht sich selbst deutlich und begreiflich geworden zu seyn.

Ihm links zur Seite blickt ein Andrer schalkhaft hervor, der, wie Herr Ireland bemerkt, klüger scheinen will, als er wirklich ist. Durch die aufgeworfne und spöttisch verzogene Unterlippe will er andeuten, daß er bereits Alles wisse, was der Vorleser vorträgt, und daß er dieß auch längst so vorgetragen habe.

Derjenige, welcher den Zeigefinger an die Stirn legt, prüft, nach Herrn Ireland, die Richtigkeit eines Syllogismus. Er scheint es sich

aber selbst zu gestehen, daß das Denken sein wahres Kreutz sey, und daß es ihm damit nie so recht habe glücken wollen. Ob der Mann wohl seines Gleichen bey uns findet?

Gerade über ihm sieht man einem ältern die Hülfsbedürftigkeit so recht an; auch er scheint sich mehr mit Worten als mit Sachen gefüttert zu haben.

Zur Seite steht ein Wesen mit einer Kreutzschnabel-Physiognomie und ein Anderes mit Ochsen-Augen, als die vollendetsten Beyspiele einer radicalen Geisteszerrüttung und Verrückung.

Über diese präsentirt sich, nach der selbstgenügsamen Miene, den wohlgenährten Backen, den ungekämmten und ungelockten Haaren zu urtheilen, ein Anhänger Jacob Böhm's oder, wie Jemand glaubte, Jacob Böhm selbst. Um aber die zahlreichen Verehrer, welche dieser herrliche Kopf in unsern Tagen wieder gefunden hat, aus banger Besorgniß zu retten, bemerken wir, daß er nur ein Fellow oder Master of arts, wie die übrigen, ist.

Das zarte, nette Bürschchen, welches mit einem feinen, nur an der einen Seite etwas zu rund verschobenen Gesicht, die Pyramide krönt, ist wahrscheinlich gar hübscher Leute Kind, das als ein hoffnungsvoller Anwuchs in diese Schule geschickt

worden, damit die Ältern in reifern Jahren Freude an ihm erleben.

Dasselbe gilt wohl auch von dem Jüngling, der sich ihm zur Rechten hervordrängt, und so etwas von dem beliebten kindlichen Gemüthe in der Physiognomie hat.

Von Allen, welche die linke Seite formiren, getrauen wir uns ebenfalls zu sagen, bey welchem Handwerk sie gearbeitet haben. Die unbeweglichen Gestalten, welche uns gerade anblicken, erheben sich mit ihrem Geist kaum über das bloße Aneinanderknüpfen der Worte ihres Vorlesers. Jedoch kann man dem untern ein gewisses behagliches Gefühl von innerer Erleuchtung nicht ganz absprechen. Der Mann mit dem Hute aber scheint so gar kein starkes Hör-Organ zu besitzen; von einem Geistigen war ohnehin bey ihm nie die Rede.

Lichtenberg's Idee, da wo das Buch ist, eine Öffnung zu lassen, und auf eine bewegliche Scheibe die gelehrten Streitigkeiten des Tages einzutragen, verdient unstreitig allgemeinen Beyfall und allgemeine Aufnahme. Jetzt im Jahr 1805, würde diese meteorologische Gelehrten-Tabelle etwas anders lauten, als im Jahr 1793. Vielleicht stände so etwas von den Tendenzen einer gewissen

Poesie darauf, von dem Reiche der Seligen, von der Plastik der Flüssigen, von den Experimenten in einem gewissen artistischen Laboratorio, um die Spree in den Ilissus zu verwandeln, von den Bemühungen die attische Kunst unter zwey und fünfzig Graden der Breite in's Leben zurückzurufen, von der prodigiosen Höhe unserer Poesie, da doch endlich einmahl die Bäume sprechen, die Kräuter und Blumen singen, und der Winde Brausen sich articulirt, und die bisher ungesehenen Vögel aus dem Süden zu uns herauffliegen, und die Luftgeister und Erdgeister beredt werden, und was dergleichen äußerst interessante Dinge ferner seyn mögen.

Vielleicht kann aber diese Sammlung geistreicher Köpfe noch einen andern Nutzen haben. Da nähmlich jeder Band einer gewissen, den schönen Wissenschaften gewidmeten Bibliothek mit dem Bildniß eines würdigen deutschen Gelehrten verziert seyn soll, das Zeitalter aber nach der wohl gegründeten Meinung des Redacteurs, immer mehr aus der Art schlägt, und die echten Gelehrten zuletzt nicht mehr aufzutreiben sind: so möchten wir vorschlagen, die künftigen Theile jener Sibyllinischen Blätter mit den Porträts dieser längst

verstorbenen Oxforder Gelehrten zu schmücken, deren Verdienste anerkannt sind, und der lehrbegierigen Jugend als glänzende Muster dienen können.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lichtenberg, Georg Christoph, / Hogarth, William, / Rahl, Karl Heinrich,

G. C. Lichtenberg's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche
mit verkleinerten Copien derselben

Bd.: 7/8

Wien 1820

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Art.166(7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11081518-2